

Ausgabe 15 ◀ Winter 2020/2021

INTERVENTIONEN

Zeitschrift für Verantwortungspädagogik

SCHWERPUNKT Deradikalisierung in der Praxis

Deradikalisierungs-
arbeit mit salafistisch
eingestellten Mädchen

Feride Aktaş, Julia
Nowecki, Verena Raatz,
Orhan Şenel | S. 4

Vertrauensarbeit in der
Deradikalisierung als
Erfolgsgrundlage

Dr. Samet Er | S. 22

Praxisimpulse zur
Arbeit mit und
Ansprache von
Reichsbürger*innen

Peter Anhalt,
Christopher Kieck |
S. 27

Reflektierende Dialoge
in der Deradikalisierungs-
arbeit

Thomas Mücke | S. 32

◀ Inhalt

SCHWERPUNKT: DERADIKALISIERUNG IN DER PRAXIS

Feride Aktaş, Julia Nowecki, Verena Raatz, Orhan Şenel: Motivation, Bedürfnisse und Einflussfaktoren in der praktischen Deradikalisierungsarbeit mit salafistisch eingestellten Mädchen	4
Thomas Mücke, Dr. Dennis Walkenhorst: Klient*innenzentrierte Intervention im Rahmen ganzheitlicher Fallarbeit: Möglichkeiten und Herausforderungen der Deradikalisierung	18
Dr. Samet Er: Vertrauensarbeit in der Deradikalisierung als Erfolgsgrundlage	22
Peter Anhalt, Christopher Kieck: Praxisimpulse zur Arbeit mit und Ansprache von Reichsbürger*innen im Kontext von Deradikalisierungsmaßnahmen	27
Thomas Mücke: „Wir wollten gegen die Unterdrückung der Muslime kämpfen.“ Reflektierende Dialoge in der Deradikalisierungsarbeit	32

IMPRESSUM

Interventionen
Zeitschrift für Verantwortungspädagogik
ISSN 2194-7732

Herausgeber / V.i.S.d.P.:
Violence Prevention Network gGmbH
Dr. Dennis Walkenhorst

Redaktion:
Julia Handle, Gloriett Kargl, Verena Kießwetter,
Judy Korn, Cornelia Lotthammer,
Paul Merker, Thomas Mücke, Vivienne
Ohlenforst, Maximilian Ruf, Sophie Scheuble,
Dr. Dennis Walkenhorst

Kontakt:
Violence Prevention Network gGmbH
Alt-Reinickendorf 25 · 13407 Berlin
Tel.: (030) 917 05 464
Email: dennis.walkenhorst@violence-
prevention-network.de

Layout:
Stephen Ruebsam/Ulrike Rühlmann

Fotos/Abbildungen:
© Violence Prevention Network gGmbH – wenn
nicht anders vermerkt

*Die Redaktion behält sich sinnwahrende
Kürzung eingereichter Artikel, einschließlich
der Leserbriefe, vor. Namentlich gekenn-
zeichnete Artikel geben nicht in jedem Falle
die Meinung der Redaktion wieder.*

 Violence
Prevention Network

INTERVENTIONEN

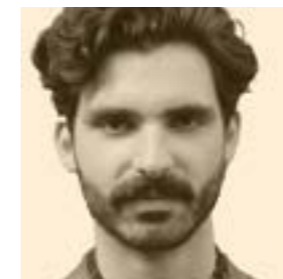
Nr. 15 | Winter 2020/2021



Judy Korn
Foto: Rita Eggstein



Thomas Mücke
Foto: Sven Klages



Maximilian Ruf



Dr. Dennis Walkenhorst

2020 war ein Jahr, das uns als Gesellschaft vor neue, bislang ungeahnte Herausforderungen gestellt hat. Überfällige gesellschaftliche Debatten über Rassismus und damit verknüpfte Protestbewegungen überschritten sich zeitlich mit dem Beginn einer Pandemie, die wiederum Verschwörungsgläubige und Extremist*innen, wie die sogenannten „Querdenker“, auf die Straße trieb. So wurden diverse gesellschaftliche Sollbruchstellen deutlich, mit denen wir uns in Deutschland, Europa und international noch lange werden beschäftigen müssen.

Dass pädagogische und soziale Arbeit besonders in Krisenzeiten notwendig sind, zeigte sich im Verlauf dieses Jahres sehr deutlich. Denn die gesellschaftlichen Umstände schlugen sich selbstverständlich auch im Individuellen nieder. Besonders Menschen, deren soziale und emotionale Lage bereits vor Beginn der Pandemie instabil war, benötigen in solchen Zeiten verstärkt Hilfe – auch und vor allem im Kontext der Extremismusprävention. Für uns bei Violence Prevention Network galt es deshalb, Mittel und Wege zu finden, um die Arbeit mit Klient*innen fortzusetzen und diese in solch' einschneidenden Lebensphasen und den damit verbundenen Herausforderungen nicht allein zu lassen.

Auch bei den Interventionen haben sich im Verlauf des letzten Jahres Änderungen ergeben. Von dieser Ausgabe an wird die Interventionen einmal jährlich in einer Printausgabe erscheinen. Der Fokus wird wieder primär auf Praxiserfahrungen liegen, durch deren Verbreitung wir uns eine Verbesserung des öffentlichen Kenntnisstandes rund um die praktische Arbeit im Kontext Extremismusprävention erhoffen. Als Sprachrohr der Praktiker*innen nahm die Interventionen auch bisher schon einen wichtigen Platz in der Debatte ein; diese Funktion wollen wir erhalten. Ergänzend zur Printausgabe arbeiten wir derzeit an der

Erstellung eines deutschsprachigen Online-Journals, das sich verstärkt der Schnittstelle von Praxis und Wissenschaft widmen wird. Hier wollen wir vor allem interessierten Expert*innen aus der Wissenschaft die Möglichkeit geben, ihre Erkenntnisse und Ideen mit der deutschsprachigen Fachwelt zu teilen. Der erste Call for Papers wird diesen Sommer veröffentlicht werden.

Vor Ihnen liegt nun die erste Ausgabe mit Stimmen aus der Praxis, die Texte rund um das Thema Deradikalisierungsarbeit vereint. Den Anfang macht ein Text zu Motivation, Bedürfnissen und Einflussfaktoren in der Deradikalisierungsarbeit mit salafistisch eingestellten Mädchen von Feride Aktaş, Julia Nowecki, Verena Raatz und Orhan Şenel. Daran anschließend erörtern Thomas Mücke und Dr. Dennis Walkenhorst die grundlegenden Voraussetzungen und Ziele der klient*innenzentrierten Deradikalisierung im Rahmen einer ganzheitlichen Fallarbeit. Die Relevanz langfristiger Vertrauensarbeit, besonders in komplexen Fällen, betont Dr. Samet Er im darauffolgenden Beitrag aus dem Kontext Justizvollzug. Nach diesen Eindrücken aus dem Bereich religiös begründeter Extremismus beschreiben Peter Anhalt und Christopher Kieck besondere Bedingungen und Irritationsmomente aus der Arbeit mit sogenannten Reichsbürger*innen, die auch erfahrene Berater*innen immer wieder vor Herausforderungen stellen. Abschließend widmet sich Thomas Mücke noch einmal im Detail der Dialogarbeit, einer entscheidenden Methode der praktischen Arbeit, die all den zuvor beschriebenen Erfahrungen auf die ein oder andere Weise zugrunde liegt.

Wir wünschen Ihnen eine ertragreiche Lektüre.

Ihre
Judy Korn, Thomas Mücke, Maximilian Ruf
& Dr. Dennis Walkenhorst

MOTIVATION, BEDÜRFNISSE UND EINFLUSSFAKTOREN IN DER PRAKTISCHEN DERADIKALISIERUNGSARBEIT MIT SALAFISTISCH EINGESTELLTEN MÄDCHEN

VON FERIDE AKTAŞ, JULIA
NOWECKI, VERENA RAATZ, ORHAN
ŞENEL

*Der folgende Text widmet sich einigen der Kernherausforderungen unserer praktischen Arbeit: Wie kommen Klientinnen zu uns? Wie gehen wir auf sie zu, um sie zu motivieren, unser Beratungsangebot anzunehmen? Neben diesen Fragestellungen, widmen wir uns auch der Frage nach unserer Haltung als Berater*innen und unserem Beratungsansatz. Basierend auf den Erfahrungen in verschiedenen Bundesländern und dem intensiven Austausch mit anderen Kolleg*innen im Feld, geben wir Einblick in unseren Beratungsalltag, skizzieren Chancen und Grenzen der Deradikalisierungsarbeit und fokussieren uns dabei auf die Arbeit mit Frauen und Mädchen. Anhand von Fallbeispielen zeigen wir auf, wie komplex und vielschichtig Deradikalisierungsarbeit ist und weshalb jeder Fall individuell zu betrachten ist.*

Um einen möglichst anschaulichen Einblick in unsere praktische Arbeit geben zu können, lassen wir im vorliegenden Text auch anonyme Zitate einiger Klientinnen¹ einfließen. Bei allen im Rahmen der einzelnen Fallbeispiele genannten Namen handelt es sich außerdem um Pseudonyme, um die Anonymität und Privatsphäre unserer Klientinnen zu gewährleisten.

¹ Hier (und auch im weiteren Verlauf des Textes) nutzen wir immer dann die feminine Form, wenn es sich ausschließlich um weibliche Klient*innen handelt.

Unsere Klientinnen berichten häufig, dass sie mit Eintritt in die salafistische Szene zum ersten Mal eine Form der Wertschätzung als (Ehe-)Frau, Muslimin, eventuell auch als Mutter erfahren. Insbesondere für Frauen, die musliminnenfeindliche Ausgrenzungserfahrungen erlebt haben, kann es als Form von Empowerment wahrgenommen werden, in der salafistischen Gemeinschaft genau dafür geschätzt zu werden, fromm zu sein.

Frauen und Mädchen in der Deradikalisierung- und Distanzierungsberatung

Was reizt Frauen und Mädchen am Salafismus? Diese Frage wird oft gestellt, wenn uns ein neuer Fall vorliegt, bei dem es sich um die Radikalisierung einer Frau handelt. Als Beratungsstellen für radikalisierte und radikalierungsgefährdete Personen kommen Klient*innen – anders als etwa bei Aussteigerprogrammen – meist nicht direkt auf uns zu, sondern das soziale Umfeld der betroffenen Person nimmt Kontakt mit uns auf. Anfragende Institutionen und Personen – etwa Lehrkräfte, Sozialarbeitende, Familienangehörige – wenden sich an die jeweilige Beratungsstelle und schildern die Situation. Häufig wird angenommen, Frauen könnten sich unmöglich mit der salafistischen Ideologie identifizieren: Schließlich wird diese in der gesamtgesellschaftlichen Wahrnehmung per se als frauenfeindlich betrachtet. Doch bei einer genaueren Analyse wird deutlich, dass das salafistische Weltbild auch für das weibliche Geschlecht durchaus attraktiv sein kann (vgl. Fritzsche, 2018).

„Endlich werde ich als Muslimin und Ehefrau gesehen und akzeptiert.“

Unsere Klientinnen berichten häufig, dass sie mit Eintritt in die salafistische Szene zum ersten Mal eine Form der Wertschätzung als (Ehe-)Frau, Muslimin, eventuell auch als Mutter erfahren. Insbesondere für Frauen, die musliminnenfeindliche Ausgrenzungserfahrungen erlebt haben, kann es als Form von Empowerment wahrgenommen werden, in der salafistischen Gemeinschaft genau dafür geschätzt zu werden, fromm zu sein. Der Teil ihrer Identität, für den sie im bisherigen Leben Diskriminierung und Ablehnung erfahren, wird nun positiv aufgewertet. Die Frauen erlangen Anerkennung, erfahren ein Gefühl von Gemeinschaft und Zugehörigkeit. Sie sind nun Ehefrau und Muslimin, nicht mehr Außenseiterin.

„In der Community werde ich so akzeptiert wie ich bin.“

Sophie, die als 16-Jährige zum Islam konvertierte und sich vornehmlich online radikalisierte, berichtet davon, nie „richtig dazugehört“ zu haben. Seit der Grundschule sei sie in der Schule gemobbt worden, und habe während der gesamten Schulzeit nur eine Freundin gehabt. Nach einem Schulwechsel sei jedoch auch die-

ser eine Kontakt abgebrochen. Sophie flüchtete sich daraufhin in die digitale Welt: Hier gelang es ihr, Freundschaften zu schließen, hier wurde sie aufgenommen, ohne kritisiert oder abgewertet zu werden. Dass sie Teil einer salafistischen Gemeinschaft wurde, sei ihr anfangs gar nicht bewusst gewesen. Für sie zählte nur eins: endlich dazuzugehören und Freund*innen zu haben, die immer für sie erreichbar waren.

Unsere Klientinnen berichten häufig davon, wie sehr sie nach diesem Gefühl gestrebt hätten und wie häufig sie sich in der Zeit vor ihrer Radikalisierung ausgeschlossen fühlten. In unserer Arbeit begegnen wir sowohl Mädchen aus muslimischen Elternhäusern, als auch solchen, die vor ihrer Radikalisierung keine Berührungspunkte mit dem Islam hatten. Manche Mädchen oder ihre Familien haben Migrationsgeschichte, andere nicht. Eine klare Aussage zum Verhältnis dieser verschiedenen Hintergründe ist nicht möglich, da sich die Situation je nach Bundesland und Zeitpunkt häufig stark unterscheidet, es sich also immer nur um Momentaufnahmen handelt. Das Gefühl, jetzt dazugehören zu können und die Vergangenheit ablegen zu dürfen – einen Neuanfang zu wagen, teilweise auch indem ein neuer Name angenommen wird – beschreiben unsere Klientinnen in der Regel als befreiend und erleichternd.

„Ich wollte da raus.“

Eine Radikalisierung innerhalb der salafistischen Szene kann für junge Frauen und Mädchen auch eine Abgrenzung von den Eltern oder eine Form der Emanzipation darstellen. Rana, eine inzwischen 22-jährige Klientin, die wir seit mehreren Jahren begleiten, fand in der salafistischen Szene ein familiäres Ersatzumfeld und ein anderes Regelsystem. Dort erlebte sie als Frau aus ihrer Perspektive mehr Möglichkeiten und Entscheidungsmacht, als im familiären System zu Hause. „Mein Vater hat mich voll kontrolliert und alles bestimmt, ich durfte nie was alleine entscheiden. Ich wollte da raus“, berichtet sie. Dasselbe Gefühl unter Druck gesetzt zu werden und kaum Freiräume zu besitzen, gelte auch für ihre Schwestern. Für Rana, die bei einem Bewerbungstraining des Jobcenters eine Frau aus der salafistischen Szene kennenlernte, bot diese

Gemeinschaft (gefühl) einen Ausweg aus dem als streng und eingrenzend erlebten Elternhaus.

„Wenn mich jemand nervt, kann ich einfach abschalten.“: Radikalisierung im virtuellen Raum

Sophie, die oben erwähnte junge Konvertitin, kam auf der Suche nach Freund*innen im Internet in Kontakt mit salafistischen Gruppierungen. Das Mädchen war vor ihrer Radikalisierung sehr isoliert, hatte zu dem Zeitpunkt keine Freundschaften außerhalb des digitalen Raums und knüpfte hauptsächlich über Instagram Kontakte zu anderen Mädchen in ihrem Alter. Als Sophie auf Seiten von salafistischen Netzwerken gelangte, war ihr zunächst gar nicht bewusst, was Salafismus – und Islam – überhaupt bedeuteten. Auf Instagram ging es hauptsächlich um Kochen, Backen und Familienleben. Die salafistisch geprägte Website, die Sophie am häufigsten besuchte, erklärte anschaulich und gut verpackt, welche Aufgaben eine Ehefrau habe und welche Anerkennung ihr im Gegenzug geschenkt werde. Sophie konnte zunächst nicht einschätzen, was wirklich hinter der Seite steckt – in Beratungsgesprächen erzählte sie später, sie habe die Bilder schön, die Zitate treffend und die Menschen, mit denen sie in Kontakt kam, nett gefunden. Eine Chat-Freundschaft mit einem gleichaltrigen Mädchen entstand. Über mehrere Wochen unterhielten sich die beiden täglich, das Mädchen berichtete von ihrer Konversion zum Islam und wie zufriedenstellend ihr Leben sich seitdem entwickelt habe. Sophie interessierte sich zunehmend für den Islam, stellte viele Fragen – und bekam auf alles eine Antwort. Ihre Freund*innen traf sie fast ausschließlich im virtuellen Raum. „Ich kann bestimmen, wann ich online bin und wenn mich jemand nervt, kann ich einfach abschalten“, erklärte Sophie und betonte, wie angenehm es für sie sei, online Freundschaften zu haben. Niemand kritisiere sie, niemand zerre an ihr herum, niemand spreche schlecht über sie. Die Kontrollerrfahrung, alles im Griff zu haben, sei etwas, das ihr bislang im Leben gefehlt habe. Die Konversion zum Islam, später sogar eine Heirat übers Telefon, die in Ausnahmefällen in der salafistischen Szene akzeptiert wird, verstärkten ihre Zugehörigkeit zur Szene, sie erstellte

Eine Radikalisierung innerhalb der salafistischen Szene kann für junge Frauen und Mädchen auch eine Abgrenzung von den Eltern oder eine Form der Emanzipation darstellen.



Foto: pixabay.com/Bluesnap

*Wenn wir Radikalisierungsverläufe von Frauen und Männern anhand unserer Beratungserfahrungen vergleichen, so stellen wir fest: Die Hintergründe für eine Radikalisierung sind vielschichtig, individuell und komplex. Geschlechterunabhängig verbindet die Biographien unserer Klient*innen die Tatsache, dass jeder Radikalisierung ein Schmerz vorausgeht.*

ein Profil mit einem muslimischen Namen und fühlte sich als Teil der Gemeinschaft.

Genderspezifische Unterschiede und Einflussfaktoren in der Radikalisierung

Wenn wir Radikalisierungsverläufe von Frauen und Männern anhand unserer Beratungserfahrungen vergleichen, so stellen wir fest: Die Hintergründe für eine Radikalisierung sind vielschichtig, individuell und komplex. Geschlechterunabhängig verbindet die Biographien unserer Klient*innen die Tatsache, dass jeder Radikalisierung ein Schmerz vorausgeht. Menschen, die sich radikalieren, befinden sich in aller Regel in einer Verzweiflungssituation: Krisen, Ausgrenzungserfahrungen, das Gefühl nicht dazugehören oder nicht wertgeschätzt zu werden sowie Diskriminierungserfahrungen wie etwa Rassismus, Sexismus, Klassismus belasten die Person. Hinzu kommen kann zudem gegebenenfalls auch eine psychische Instabilität, teils auch seelische Erkrankungen, die Radikalisierungsprozessen vorausgegangen sind oder diese mitbeeinflussen können.

Bei der Analyse unserer Beratungserfahrung zeigt sich: Radikalisierungsverläufe bei Frauen verlaufen meist zügiger als bei Männern. Im Vergleich sind unsere Klientinnen oft stärker ideologisiert, tiefer in der Szene verwurzelt und mitunter auch radikaler als unsere Klienten. Auch die Veränderung ihres Erscheinungsbildes vollziehen Frauen oft deutlich schneller als Männer. So gaben viele unserer Klientinnen an, bereits kurz nach ihrer Konversion und ohne großes Hintergrundwissen zur Religion selbst, bereits einen Niqab getragen zu haben. Hier gilt es zu bedenken, dass Frauen in salafistischen Szenen, besonders in Bezug auf ihr Erscheinungsbild, sehr hohem sozialem Druck ausgesetzt sind, weshalb solche Veränderungen nicht notwendigerweise mit einer starken Radikalisierung gleichgesetzt werden können.

Für Anhängerinnen der Szene kann die salafistische Ideologie einen Ausweg aus ihrer überwiegend negativ wahrgenommenen Lebensrealität darstellen. Ein starkes Ungerechtigkeitsempfinden, verbunden mit dem Gefühl der Machtlosigkeit (Motive, wie etwa Kritik am Kapi-

talismus oder an hedonistischen Lebensstilen), prägen Radikalisierungsverläufe zudem. Die salafistische Ideologie wird dann als Alternative zum bestehenden System angesehen, welches kritisiert wird, und durch den Beitritt zur Szene bekommen Anhängerinnen das Gefühl, „endlich etwas ändern“ und sich aktiv „für eine bessere Welt einsetzen“ zu können. In unserer Beratungstätigkeit zeigt sich jedoch: Nicht alle Mädchen, die sich radikalisiert haben, möchten sich aktivistisch einbringen oder Kritik am System, beziehungsweise an der Gesellschaft üben. Die meisten Klientinnen haben sehr persönliche Gründe, weshalb die salafistische Ideologie für sie attraktiv ist. Oben genannte Ausgrenzungserfahrungen spielen hier eine große Rolle und ziehen sich durch die meisten Biographien.

„Ich hatte keine Lust mehr, nur auf mein Äußeres reduziert zu werden.“

Gründe für eine Radikalisierung können nicht nur am Geschlecht festgemacht werden, meist spielen mehrere Themen bzw. Faktoren eine Rolle und wirken gemeinsam. Dennoch ist es unabdinglich, bei der Arbeit mit Frauen das Thema Sexismus mitzudenken. Gerade Mädchen befinden sich aufgrund ihrer Sozialisation und den alltäglichen Diskriminierungserfahrungen, die Frauen in unserer Gesellschaft erleben, in einer teilweise passiven Haltung. Während Jungen schon von klein auf von ihrem Umfeld gesagt bekommen, sie seien „stark“, „cool“, „schlau“ und „wild“, bekommen Mädchen oft gesagt, sie seien „süß“, „schüchtern“, „fleißig“ und „brav“. Die unterschiedliche Erziehung und gesellschaftliche Sozialisation von Mädchen und Jungen zeigt sich auch in Radikalisierungsverläufen sowie in den Gründen, warum salafistisches Gedankengut für Mädchen beziehungsweise Jungen auf unterschiedliche Weisen attraktiv sein kann. Nicht erst seit Instagram und YouTube werden Mädchen oft auf ihr Äußeres reduziert, definieren sie sich zunehmend auch selbst über Werte wie „Schönheit“ und möchten gerne „sexy“ und „begehrter“ sein. Aus diesen Bewertungen auszubrechen, ihnen keinen Glauben zu schenken und sich trotzdem selbstsicher zu fühlen, kann für manche Mädchen sehr schwierig sein. Eine Ideologie, die verspricht, dass Aussehen keine Rolle mehr spielt

und dass es sogar Sünde ist, seinen Körper durch Kleidung zu betonen oder zu zeigen, wirkt auf manche Mädchen daher attraktiv.

„Schau mal, wie die Männer dich anstarren.“

Beim ersten Treffen im realen Leben saßen Sophie und die Freundin, die sie auf Instagram kennengelernt hat, in einem Café. Sophie war zu dem Zeitpunkt gerade erst zum Islam konvertiert, ihre Freundin – ebenfalls Konvertitin – bereits Teil einer salafistischen Gemeinschaft. Sie trug eine Abaya (ein traditionelles, weites Gewand, das den ganzen Körper bedeckt) und einen Niqab (ein Schleier, der ihr Gesicht bedeckt). Die beiden unterhielten sich über ihr Leben und auch über Religion. Sophie berichtete später, dass ihre Freundin ihr nicht nur erklärte, was eine gute Muslimin zu tun und zu lassen habe, sondern sie habe sehr gute Gründe geliefert, warum es einfach besser und angenehmer sei, sich entsprechend den Werten und Normen der salafistischen Ideologie zu verhalten. So habe ihre Freundin zum Beispiel gesagt: „Guck mal, wie die Männer dich anstarren – fühlst du dich etwa wohl dabei?“ Sophie verneinte das natürlich. Aufgrund ihrer Mobbing-Erfahrungen, die sich primär körperbezogen äußerten, hatte sie schon seit der Grundschule das Gefühl, „hässlich zu sein.“ Ihr Körper wurde bewertet, abgewertet, sie selbst beschimpft. Ihre Freundin bot Sophie nun eine Alternative an: „Du solltest auch Abaya und Niqab tragen. Dann bist du geschützt vor diesen Blicken.“

„Ich wünsche mir, auch mal so selbstbewusst zu sein.“

Sophie kaufte sich Abayas und Niqabs in unterschiedlichen Farben. Als Inspirationsquelle führte sie die Profile von anderen Mädchen und Frauen auf Instagram an: Junge Frauen, schick gekleidet, in modischen Posen, professionell in Szene gesetzt. Sophie bewunderte die Frauen und erzählte, dass sie auch gerne so selbstbewusst und schön wäre. Bei nahezu jedem Beratungsgespräch trug sie neue Kleidung; auffallendes Rosa oder sattes Türkis.



Foto: pixabay.com/diggersstory

Für Mädchen wie Sophie kann es als befreiend wahrgenommen werden, sich zu verhüllen. Sophie etwa verarbeitete den Schmerz der Ausgrenzungserfahrungen, die sie durch Mobbing seit der Grundschule gemacht hatte. Während sie sich vor ihrer Radikalisierung stets habe verstecken wollen und sich gewünscht habe, unsichtbar zu sein, konnte sie nun auffallende Kleidung tragen und gesehen werden. Lange Zeit war sie in der Opferrolle, passiv, hatte keine Freund*innen, keine Unterstützung. Durch das Tragen von Ganzkörperverschleierung flüchtete sie einerseits und verschwand aus dem öffentlichen Raum, wurde unsichtbar und fühlte sich geschützt. Zugleich übernahm sie die Kontrolle: Sie wurde Teil einer Gemeinschaft, mit der sie zwar fast ausschließlich virtuell in Verbindung stand, die jedoch auch in den Momenten spürbar war, wenn sie mit Abaya und Niqab durch die Straßen lief und sich zu ihrer

Zugehörigkeit bekannte. Sophie grenzte sich nicht aus – sie begann, dazuzugehören. Sie hatte, aus ihrer Perspektive, endlich einen Raum gefunden, in dem sie dazugehören konnte.

Die erste große Liebe, Geborgenheit und Schutz

Den Mann, den Sophie später heiraten sollte, hatte sie noch nie gesehen; er lebte in einer anderen Stadt in Deutschland. Die Heirat wurde telefonisch vollzogen, was in der salafistischen Szene durchaus praktiziert wird, wenn es der Sache dient. Einmal habe er ihr ein Geschenk per Post geschickt, ansonsten seien die beiden stets virtuell im Kontakt gewesen. In der Beratung betonte Sophie, sie sei „sehr verliebt“ und „sehr glücklich verheiratet.“ Ihr Mann sei immer für sie da, beschütze sie und übernehme Verantwortung für sie. Wir als Berater*innen thematisierten das und fragten, wie jemand für sie da sein könne, wenn er physisch dauerhaft abwesend ist und arbeitete mit Sophie heraus, dass „für einander da sein“ auch bedeuten kann, „in den Arm genommen zu werden“ oder gemeinsam etwas zu unternehmen. Auch die Themen Verantwortung, Nähe und Geborgenheit wur-

den in vielen Gesprächen behandelt. Wir redeten mit Sophie über ihr Verständnis von Liebe – mit dem Ziel, dass sie darüber reflektieren konnte, was ihr fehlte. Das Resultat: Ein Leben in einer Seifenblase im Internet kann keine dauerhaft erfüllende Perspektive für sie sein.

Um an diesen Punkt zu kommen, führten wir in einem Zeitraum von zwei Jahren Gespräche mit Sophie und ihrer Mutter. Stetiger Beziehungs- und Vertrauensaufbau, die schrittweise Auseinandersetzung mit dem Thema und die Tatsache, dass wir als Berater*innen bereits eine stabile Beziehung zu Sophie aufgebaut hatten, ermöglichte es uns, für sie da zu sein, als sie eine neue Krisenerfahrung machte und sie aus der Krise hinauszubegleiten. Ihr Mann hatte sich von ihr getrennt und sie war zutiefst verzweifelt darüber, verlassen worden zu sein. Nach mehrjähriger Arbeit mit Sophie, waren wir für sie Ansprechpersonen und sie kam selbständig auf uns zu. Im weiteren Verlauf der Beratung knüpften wir an bereits Besprochenes an, begleiteten Sophie dabei, in der nicht ausschließlich digitalen Welt Fuß fassen zu können und sich aus der virtuellen Blase zu lösen, in der sie mehrere Jahre lang gelebt hatte. Sie



Foto: pixabay.com/AndreasGramer

besuchte wieder eine Schule und stabilisierte die Beziehung zu ihrer Mutter. Auch nicht-digitale Freundschaften konnten vorsichtig geknüpft werden.

Aktive Rekrutierung und neue Prominenz von Frauen in salafistischen Bewegungen

Eine interessante Beobachtung, die wir in unserem Beratungsalltag machen, ist die Veränderung der Art und Weise, mit der Frauen von salafistischen Netzwerken rekrutiert werden. Während Anfang der 2000er Jahre meist Männer die aktivistische und/oder politische Bühne betraten, etwa Pierre Vogel und sein Umfeld, traten in den letzten Jahren zunehmend Frauen in den Vordergrund. Die Sichtbarkeit und Präsenz von Frauen in der salafistischen Szene und im politischen Aktivismus nimmt deutlich zu. Die Wichtigkeit virtueller Räume bei der Vernetzung und Rekrutierung ist dabei nicht außer Acht zu lassen. Sowohl online, als auch offline treten Frauen professionell auf und werden dabei stark, zielstrebig und selbstbewusst portraitiert. Die Frau als Vorbild nimmt damit eine wichtige Rolle ein und hat mitunter eine ansprechendere Wirkung auf junge Frauen und Mädchen als männliche Protagonisten. Sie erfüllt die Sehnsucht nach wichtigen weiblichen Rollenvorbildern, die vielen Mädchen in ihrer Kindheit und Jugend fehlen und bekommt dadurch eine nicht zu unterschätzende Macht bei der Rekrutierung von Frauen für die salafistische Szene.

So beschrieb zum Beispiel Rana ihre eigene Mutter als „schwach und total unsicher“ und sagte, „die hat immer alles gemacht, was Papa wollte.“ Sie kritisierte weiter, dass sie „uns nie beschützt hat“ und sich nie gegen den Vater gestellt habe. Rana erzählte von ihrer Kindheit und schlussfolgerte: „Wenn ich mal so eine Mutter gehabt hätte wie diese Frau [die oben erwähnte Frau, die Rana bei einem Bewerbungstraining kennenlernte und die sie in eine salafistische Gemeinschaft einführte!] Dann wäre mein Leben ganz anders verlaufen.“ Ranas Aussagen verdeutlichen, wie viel Einfluss eine selbstsicher auftretende Salafistin – in ihrer Rolle als selbstsicher auftretende Frau – auf junge Musliminnen haben kann.

„Ich war immer eine Außenseiterin.“

In unserer Arbeit erleben wir oft, dass Klient*innen nicht viel über den Islam wissen, sich aber aus verschiedenen Gründen sehr dafür interessieren. Die Familie von Rana hat Migrationsgeschichte aus einem mehrheitlich muslimischen Land, versteht sich selbst aber als nicht religiös. Trotzdem erleben Rana und ihre Familie im Alltag häufig muslim*innenfeindliche und rassistische Anfeindungen, da sie aufgrund ihres Äußeren als Muslim*innen gelesen werden. Teilweise erleben sie auch ausländerfeindliche und gegen Menschen mit Fluchterfahrung gerichtete rassistische Übergriffe. Die 22-jährige Rana befand sich zur Zeit ihrer Radikalisierung in einer Phase der Identitätsfindung und interessierte sich für die Religion – schließlich sah ihr Umfeld sie stets als Muslimin, sie wollte daher ergründen, was Islam überhaupt bedeutet. Sie wollte mehr über die Religion erfahren, in ihrer Familie stieß dies jedoch auf Unverständnis und Ablehnung.

„Sie wusste alles über den Islam und konnte es richtig gut erklären.“

Als Rana in Kontakt mit einer Frau aus der salafistischen Szene kam, hatte sie plötzlich ein Gegenüber, das sich sehr für den Islam interessierte, alles anschaulich erklärte und sich viel Zeit nahm, sie in die Religion einzuführen. Viele unserer Klientinnen berichten, dass sie in der salafistischen Szene endlich einen Raum gefunden haben, in dem sie sich über Religion austauschen können und auch Anleitung finden. Gerade wenn wenig Grundkenntnisse zum Islam vorhanden sind, lassen sich junge Menschen teils schnell von den klar und logisch erscheinenden Aussagen salafistischer Akteur*innen begeistern und können nicht vergleichen, was andere islamische Strömungen zu bestimmten Themen sagen. Sie kennen oft keine Ansprechpersonen außerhalb salafistischer Gemeinschaften, mit denen sie kompetent und ausführlich über religiöse Werte und Normen sowie über islamische Theologie sprechen können. Bildung zum Thema Islam kann in solchen Fällen folglich ein wichtiger Bestandteil in der Prävention von Radikalisierung im Bereich des religiös begründeten Extremismus sein. Die Offenheit gegenüber radikalen Gruppierungen hängt zum Teil

auch damit zusammen, dass die Fähigkeit, Dinge zu hinterfragen und kritisch zu beleuchten, zunächst erlernt werden muss. Viele unserer Klientinnen hatten in ihrer Vergangenheit keine Bezugspersonen, die sie darin unterstützt hätten, sich selbst und Erlebtes zu reflektieren und eigene und fremde Haltungen und Einstellungen zu hinterfragen. In unserer Arbeit legen wir daher einen großen Wert darauf, sie darin zu unterstützen, diese Fähigkeiten auszubauen, um Selbstwirksamkeit und Handlungskompetenzen zu erlangen.

„Alles war so klar und einfach.“

Ein Kernelement der salafistischen Ideologie – wie auch generell von extremistischen Ideologien – ist das einfache Weltbild, welches es Anhänger*innen ermöglicht, komplexe Zusammenhänge sehr simpel und vermeintlich logisch zu erklären. Durch eine Einteilung in Gut und Böse, richtig und falsch, Freund*in und Feind*in werden alle Grauzonen ausgelöscht und es gibt nur die eine wahre Religion und die wahren Gläubigen. Ermöglicht wird das im Salafismus unter anderem, durch die wortgetreue Auslegung von Koran und Sunna – ohne jegliche Kontextualisierung und Thematisierung von Ambiguitäten. Das Aushalten von Widersprüchen, welches von vielen Menschen als emotional belastend empfunden wird, ist im salafistischen Weltbild nicht mehr notwendig. Klare Regeln geben eindeutige Handlungsoptionen vor; insbesondere Menschen, denen Halt und Struktur fehlt, fühlen sich häufig davon angezogen.

Bestandteil des einfachen Weltbilds salafistischer Ideologien ist auch das klare Rollenverständnis von Frau und Mann als gleichwertige Menschen mit unterschiedlichen Pflichten und Rechten. Daraus resultiert unter anderem eine klare Aufgabenteilung: Während Frauen etwa für die Erziehung (und damit auch die Ideologisierung) von Kindern verantwortlich sind, haben Männer unter anderem die Aufgabe, die Familie finanziell zu versorgen. Unsere Klientinnen, oft junge Mädchen, bekommen in salafistischen Netzwerken idealtypische Perspektiven und Lebensentwürfe präsentiert. Für sie ist klar: Ihr Lebensziel sollte sein, eine gute Ehefrau und später auch eine gute

Mutter zu werden; denn das sind die Grundbedingungen, um eine gute Muslimin zu sein. Die Frage danach, was im Anschluss passiert, sobald sie tatsächlich Ehefrau sind und Kinder bekommen haben, stellen sich viele Mädchen nicht. Aufgrund ihres Alters haben junge Mädchen oft keine alternativen Lebensentwürfe zum Vergleich.

Die Gründe, warum eine salafistische Ideologie für Frauen anziehend sein kann, sind unterschiedlich. Während Klientinnen wie Rana beschreiben, dass sie in der salafistischen Gemeinschaft mehr Selbstwirksamkeit erlangen und sich von der Kontrolle eines patriarchalen Vaters lösen können, betonen andere Klientinnen, dass es für sie besonders attraktiv ist, Verantwortung (und damit auch Kontrolle) abzugeben. Etwa, indem auf Gott vertraut wird, Vieles nicht hinterfragt werden muss und somit alles schon seinen Sinn ergäbe, oder auch, indem Frauen aufgrund ihrer klar zugewiesenen Rolle und ihres begrenzten Wirkungsbereiches die Verantwortung für viele Dinge und Entscheidungen an die Männer ihrer Gemeinschaft abgeben können. Dies beschreiben manche Klientinnen als befreiend, denn Entscheidungen zu treffen und Verantwortung zu tragen – selbst für das eigene Leben und wie dieses gestaltet wird – kann durchaus als Last und Belastung empfunden werden.

„Er ist meine große Liebe.“

Viele unserer Klientinnen, die zum Islam konvertiert sind und sich in der salafistischen Szene radikalisiert haben, kamen durch einen Jungen oder einen Mann in Kontakt mit der Ideologie. Die 16-jährige Lena hatte sich in der Schule in einen Jungen verliebt, der zwei Klassen über ihr war. Sie hatte zuvor keine Berührungspunkte zum Islam, wusste auch kaum etwas über die Religion. Da sie ihren Freund bewunderte und ihm gefallen wollte, konvertierte sie schon nach wenigen Wochen zum Islam. Wie bereits oben im Fall Sophie beschrieben, hatte auch Lena kaum Grundkenntnisse zu religiösen Werten und Normen sowie zu muslimischer Alltagspraxis. Sie hörte auf das, was ihr Freund über den Islam erzählte und ließ sich schnell hineinziehen in das einfache Weltbild, das die salafistische Ideologie mit ihren klaren Regeln

bietet. Zunehmend löste sich Lena von ihrer Familie und wendete sich auf Anraten des Freundes sogar gegen sie. Lena beschimpfte ihre Mutter als Ungläubige; sie ließ sich vom Freund derart manipulieren, dass sie schließlich glaubte, ihre Mutter sei schuld daran, dass ihr Vater und auch ihr Stiefvater die Familie verlassen hatten, weil die Mutter so eine schlechte Ehefrau sei. Denn: Nur Musliminnen, genauer gesagt Salafistinnen, könnten gute Ehefrauen sein.

Später, als Lena in Beratung war, erzählte sie über ihren Freund: „Er ist meine erste große Liebe. Er bedeutet mir mehr als alles andere.“ Hier lässt sich auch eine Parallele ziehen zu manchen jungen Frauen, die vom sogenannten Islamischen Staat rekrutiert wurden und sich – oft online – in „IS“-Kämpfer verliebt haben. Die Gefühle, die noch nicht verglichen werden können mit anderen Erfahrungen in romantischen Beziehungen, werden als überwältigend wahrgenommen. Um mit ihrem Geliebten zusammen sein zu können, haben manche Mädchen radikale und teils lebensgefährliche Entscheidungen getroffen.

Beim Vergleich der Biographien unserer Klientinnen stellen wir fest, dass jeder Fall sehr unterschiedlich ist. Auch, wenn idealtypische Rollenbilder existieren und gelebt werden, sind Radikalisierungsverläufe immer sehr individuell. Wir haben beispielsweise auch Frauen in der Beratung, die sich zuerst allein radikalisiert und daraufhin ihren Ehemann in die Szene geholt haben.

Fehlender Vater, Konflikte mit der Mutter: Familie als Risikofaktor und Ressource zugleich

Die Hintergründe und Ursachen von Radikalisierungsprozessen sind vielfältig. Beziehungsabbrüche und konfliktbelastete Familiensysteme können Krisenerfahrungen für Jugendliche darstellen, die eine Radikalisierung zwar nicht alleine verursachen, die aber doch verhindern, dass Jugendliche den nötigen Halt bekommen, den sie in einer belastenden Situation benötigen. Sie sind dann vulnerabler und anfälliger für Rekrutierungsbemühungen. Gleichzeitig sind Familienangehörige, insbesondere die Eltern unserer Klientinnen, wichtige Bezugspersonen für die Jugendlichen, auch wenn die Beziehungen teils konfliktbelastet sind. Wenn möglich, arbeiten wir daher auch mit dem Umfeld, etwa um Zugang zur Klientin zu bekommen oder um die Beziehung zwischen Eltern und Kind zu stärken und ins Positive zu verändern.

Lena ist ein solcher Fall, in dem ein innerfamiliärer Konflikt zunächst großen Einfluss auf die Radikalisierung hatte und die Stabilisierung der familiären Beziehungen zu einer Entspannung der Situation führte. Der Zugang zu Lena war äußerst schwierig. Die Teenagerin wollte zunächst nicht mit uns arbeiten und hatte alle Kontakte, auch zu ihrer Familie, abgebrochen. Wir haben somit zunächst sehr viel mit der Mutter gearbeitet, bei der Lena und ihr jüngerer Bruder aufwuchsen. Eine weitere Parallele bei vielen unserer Klientinnen, die in salafistische Netzwerke eintreten und zum Islam konvertieren, ist der fehlende Vater. Häufig sind die Mädchen ohne Vater aufgewachsen und binden sich schnell an ihren neuen Freund, finden in ihm oft auch einen Vaterersatz. Unsere Erfahrungen zeigen, dass sich vor allem Mädchen wie Lena, die wenige bis gar keine sozialen Kontakte außerhalb der Familie haben, schnell in romantische Beziehungen stürzen und diese mit sehr viel Bedeutung aufladen. Sie wollen gefallen und aus Angst, nicht mehr geliebt zu werden oder von ihrem Freund abgewertet zu werden, passen sie sich an die Forderungen ihres Freundes an. „Er sagte mir, dass ich nur eine gute Muslimin sein kann, wenn ich alles so mache, wie er es will“, erzählte Lena später und verdeutlichte, „er ist ein richtiger Muslim, er weiß sehr viel über Religion und ich muss auch so stark sein, damit ich seine Liebe verdient habe.“

Lena hatte vor ihrer Radikalisierung stets eine enge, sehr vertrauensvolle Beziehung zu ihrer Mutter. Als sie zum ersten Mal verliebt war und sich ihr Verhalten abrupt änderte, entstanden starke Konflikte mit der Mutter. Veränderungen in Lenas Verhalten und in ihren Einstellungen traten plötzlich auf und wurden schnell sehr radikal gelebt. So trug sie beispielsweise eine Ganzkörperverschleierung wenn sie nach draußen ging und forderte ein, dass zu Hause nur noch halal gekocht werden sollte. Sie belehrte ihre Mutter und ihren Bruder, dass diese keinen Alkohol trinken

dürften. Anfangs versuchte die Mutter, sich deeskalierend zu verhalten, sie wollte ihre Tochter nicht verlieren: Sie informierte sich zum Thema Islam, kochte nur halal und wollte der Tochter die Möglichkeit geben, ihren Glauben auszuleben. Doch Lena hörte nicht auf, die Mutter als Ungläubige zu beschimpfen. Sie verbot ihrem Bruder und ihrer Mutter, männliche Freunde in der Wohnung zu Gast zu haben, damit sie sich nicht zuhause verhüllen müsse. Als ihre Mutter eine Grenze aufzeigte, folgte Lena der Empfehlung ihres Freundes und ging zum Jugendamt, wo sie erklärte, ihre Mutter würde ihr verbieten, ihre Religion frei auszuleben und sie wolle von zu Hause ausziehen. Letztlich wurde sie vom Jugendamt fremduntergebracht. Die Mutter war verzweifelt und wandte sich an eine Beratungsstelle von Violence Prevention Network.

„Ich hab' meine Lehrer, ich brauch' eure Hilfe nicht.“

In diesem Fall – genau wie in vielen vergleichbaren Fällen – begleiteten wir zunächst die Mutter und erarbeiteten mit ihr mögliche Zugangswege zur Tochter. Als sich die Beziehung zwischen den beiden – trotz des Freundes – wieder zu stabilisieren begann, fingen wir an, auch mit der Tochter zu arbeiten. Zunächst stießen wir auf großen Widerstand und eine ablehnende Haltung. „Ich hab' meine Lehrer, ich brauch' eure Hilfe nicht“, erklärte Lena im Gespräch mit Mitarbeiter*innen der Beratungsstelle. Mit der Zeit verbesserte sich die Beziehung zwischen Klientin und Berater*innen, Vertrauen konnte wachsen – unter anderem auch durch gemeinsame Gespräche mit Mutter, Tochter und Berater*innen. In diesem und ähnlichen Fällen, wenn Eltern an der Beziehung mit ihren Kindern arbeiten möchten und der (neuen) Religion oder Religiosität ihrer Kinder gegenüber aufgeschlossen sind, beraten wir oft Eltern und Kinder gemeinsam. Wir moderieren Gespräche im Gruppensetting und helfen den Betroffenen, sich in die Perspektive ihres Gegenübers hineinzusetzen, um Konflikte zu lösen. In anderen Situationen, wenn etwa die Eltern dem Islam gegenüber ablehnend oder sogar feindlich eingestellt sind und ihre Kinder aufgrund deren Konversion stark abwerten, werden die Eltern von einem separaten Berater*innen-Team betreut. Die beiden

Berater*innen-Teams stehen im Austausch miteinander und besprechen im Zuge der kollegialen Fallberatung, welche Schritte folgen sollten.

In Lenas Fall hat es mehrere Jahre gedauert, bis sich die Beziehung zwischen Mutter und Tochter wieder stabilisieren konnte. Lena sagte später: „Ich war sehr unfair gegenüber meiner Mama“ und be-reute, wie sie mit ihr umgegangen war. An diesen Punkt zu kommen, war allerdings ein weiter Weg und nur durch langfristige und intensive Beratung sowohl von Mutter als auch Tochter möglich.

Sichtbarkeit, Zugang und Vertrauensaufbau

Eine Herausforderung bei der Arbeit mit Frauen und Mädchen ist für uns deren geringere Sichtbarkeit. Frauen sind in der Öffentlichkeit nach wie vor meist weniger präsent als Männer, was es erschwert, den Umfang einer drohenden oder bestehenden Radikalisierung zu erkennen. Im Unterschied zur Arbeit mit Klienten, werden wir als Beratungsstelle bei der Arbeit mit Klientinnen oft erst zu einem späteren Zeitpunkt hinzugezogen, wenn die Radikalisierung schon weit fortgeschritten ist. Männer sind – auch außerhalb der salafistischen Szene – oft sichtbarer, präsenter und aktiver in der öffentlichen und gesellschaftlichen Wahrnehmung. In der Regel partizipieren sie mehr im öffentlichen Leben, sie werden zudem meist deutlicher gehört. In der Deradikalisierungsarbeit kann dies als eine Chance betrachtet werden, da der Zugang zu Männern unserer Erfahrung nach meist schneller und früher erfolgt. Bei der Arbeit mit Frauen wiederum sehen wir uns damit konfrontiert, dass sich insbesondere der Vertrauensaufbau und die Beziehungsarbeit mit den Klientinnen oft langwieriger und komplexer gestalten – bei gleichzeitig häufiger vorzufindenden geschlossenen, extremistischen Weltanschauungen als bei Männern.

Um Zugang zu unserer (oben erwähnten) Klientin Rana zu bekommen, führten wir zunächst eine intensive Angehörigenberatung mit der Familie (d. h. den Eltern und allen Geschwistern) durch. Am proaktivsten war der älteste Bruder. Gemeinsam wurden Strategien zur Entschleunigung des Radikalisierungsver-



Foto: pixabay.com/Engin_Akyurt

laufs besprochen, deren Schwerpunkte auf einer positiven Veränderung der Familiendynamiken lagen. Solche Strategien zielen etwa darauf ab, den Familiensammenhalt zu stärken und einen konstruktiven Umgang mit konfliktreichen Themen zu finden. Die Beratungsprozesse mit Angehörigen setzen ihren Fokus auf alltägliche und vergangene Beziehungsmuster bzw. Konfliktmuster in der Familie, die erarbeitet und dargestellt werden. Hierbei kann etwa durch einen Perspektivwechsel ein entscheidender Einblick in die Lebensgeschichte und die damit verbundenen Bedürfnisse der Tochter herbeigeführt werden, was langfristig zu einer höheren Feinfühligkeit und Sensibilisierung führt. Wichtig war in diesem Fall, Raum für Ranas Interessen und Bedürfnisse zu schaffen: Die Familie musste lernen, ehrliches Interesse an Rana zu zeigen und sie wirklich verstehen zu wollen – nur so konnte das Vertrauen wieder wachsen. Dies bedeutete, zunächst keine konfrontativen (Streit-) Gespräche zu führen, sondern sie als Menschen samt ihrer Bedürfnisse ernst zu nehmen und ihre Perspektive wirklich verstehen zu wollen.

Erst nach der erneuten Stärkung des gegenseitigen Vertrauens war es im nächsten Schritt möglich, sich über unterschiedliche Weltanschauungen und Ansichten auszutauschen – stets respektvoll und achtsam. Durch die Umsetzung der besprochenen Strategien und erlernten Gesprächsführungstechniken, konnte die Familie die Verbindung zu Rana mit der

Zeit wieder herstellen. Gemeinsame Aktivitäten wie Frühstück und später sogar Urlaube konnten nach und nach wieder stattfinden. Auch zwischenmenschliche Signale wie „wir vermissen dich“, ein ehrliches Gespräch über Gefühle, sich zu öffnen und verletzlich zu machen, waren wichtig. So wurde Rana langsam und ohne Druck bzw. Zwang in die Familie reintegriert.

Indem ihre Familie für Rana wieder an Bedeutung gewann und sie von ihr zunehmend mehr Wertschätzung und Anerkennung erhielt und Entscheidungen freier treffen durfte, ohne stetig vom Vater kontrolliert zu werden, begann der Prozess der Distanzierung aus der Szene. Rana öffnete sich immer mehr, beschrieb auch ihre Bedürfnisse, religiös praktizieren zu wollen. Die Familie war nun – anders als vor der Radikalisierung Ranas – nicht mehr pauschal dagegen, sondern ließ ihr den Raum und akzeptierte ihre Entscheidung, Religion in ihren Alltag zu integrieren. Gemeinsam erkannten sie: Gegenseitiger Respekt ist ein zentrales Element für gute Kommunikation und Zusammenhalt. Religion kann bei positiver Auslegungsart eine Ressource darstellen und Halt geben. Muslimisch zu sein bedeutet nicht zwangsläufig, Teil der salafistischen Szene sein zu müssen.

„Ihr wart die einzigen, die mir zugehört haben.“ – Deradikalisierung und Stabilisierung als gesamtgesellschaftliche Vertrauensarbeit

*Deradikalisierungsarbeit verstehen wir, genau wie Radikalisierung selbst, als gesamtgesellschaftlich beeinflusstes Prozess. Berater*innen begleiten Jugendliche oft über mehrere Jahre. In dieser Zeit spielen auch andere Akteur*innen und Hilfesysteme eine wichtige Rolle in der Unterstützung unserer Klient*innen, sodass wir fallspezifisch auch mit anderen Stellen kooperieren bzw. im Austausch stehen. Im Beratungsprozess gibt es Phasen, die sehr intensiv sind – teils wöchentliche, mehrstündige Treffen, mitunter auch Telefonate oder jetzt, zu Zeiten der Covid-19-Pandemie, auch virtueller Kontakt sind gängige Praxis. In anderen Phasen wiederum, wenn Klient*innen sich stabilisiert haben, ist der Kontakt lockerer, weniger häufig und kürzer. Unser Ziel: Aus Misstrauen und manchmal auch Hass gegenüber anderen Menschen, der Gesellschaft, dem System soll wieder Vertrauen wachsen und die Motivation, positiver Teil dieser Gesellschaft zu sein. Die Übernahme von Verantwortung für vergangene Entscheidungen und Taten gehört genauso dazu, wie die Arbeit daran, das soziale Umfeld der Personen – und sie selbst – zu befähigen, ihre ursprünglichen Bedürfnisse reflektieren zu können. Diese Art der Beratung kann in diesem Umfang von anderen Stellen in den Regelstrukturen nicht geleistet werden: Die hohe Zahl an Klient*innen in anderen Arbeitsfeldern, wie etwa der Bewährungshilfe, der psychologischen Therapie, der regulären sozialen Arbeit – bspw. in Kontexten wie Haft, Schule oder auch in familiären Systemen – bringt eine oft klar begrenzte Zeit für jede*n Klient*in mit sich. Hinzu kommt, dass Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten oft endlich sind: Mit der Haftentlassung ist der*die Gefängnis-Psycholog*in nicht mehr zuständig, mit dem Schulabschluss kann auch die Sprechstunde des*der Schulsozialarbeiter*in nicht mehr besucht werden. Nichtsdestotrotz sehen wir uns nicht in einem Konkurrenzverhältnis mit oben genannten Trägern und Strukturen, sondern verstehen unsere Arbeit als ergänzendes Angebot. Wir arbeiten gezielt mit Hilfesystemen zusammen und unterstützen an Stellen, an denen die Regelstrukturen alleine nicht weiterkommen – etwa, weil die für einzelne Jugendliche bereitgehaltenen Kapazitäten und Ressourcen durch einen besonders hohen Beratungsbedarf überschritten werden*

oder fachliche Expertise im Bereich der Distanzierungs- und Deradikalisierungsbegleitung in den Teams fehlt.

Dennoch ist die langfristige Stabilisierung der Klient*innen, durch die Unterstützung ihrer persönlichen Fähigkeiten und positiven Bedürfnisbefriedigung sowie ihrer langfristigen Integration in verschiedene soziale und funktionale Kontexte, keine Arbeit, die von Beratungsstellen wie den unseren allein geleistet werden kann. Neben den Familien und Freund*innen der Betroffenen, hat die Gesellschaft als Ganzes die Verantwortung dafür, langfristige Teilhabe und Entfaltungsmöglichkeiten für alle Menschen zu schaffen. Ist dies nicht gewährleistet, sind selbst die Möglichkeiten hervorragender Deradikalisierungsarbeit begrenzt.

Wichtig für einen erfolgreichen Distanzierungsprozess von ideologischen Denkmustern ist vor allen Dingen zu lernen, langfristig Vertrauen aufzubauen – in das unmittelbare, positive soziale Umfeld genauso, wie in die gesamte Gesellschaft. Dieses Ziel kann nur langfristig gedacht werden, denn Vertrauen aufzubauen braucht Zeit, da Ohnmachtsgefühle und Enttäuschungserfahrungen in der Biographie der Klient*innen eine elementare Rolle spielen und zunächst thematisiert und verarbeitet werden müssen. Wenn das Vertrauen jedoch einmal gewachsen ist, erleben wir häufig, dass sich Klient*innen uns gegenüber stark öffnen. Themen, die sie bislang noch mit kaum jemandem besprochen hatten, werden uns anvertraut. Unsere Haltung als Berater*innen ist eine wichtige Grundvoraussetzung, damit dieser Vertrauensaufbau gelingt: Wir nehmen unser Gegenüber ernst, wir hören zu, wir werten nicht. Wir haben selbst eine klare Haltung und konfrontieren unsere Klient*innen damit auch – allerdings geschieht all dies mit Respekt, im Rahmen eines achtsamen und wertschätzenden Umgangs. Klient*innen lernen, dass wir als Wegbegleiter*innen da sind und erfahren, sich auf jemanden verlassen zu können. „Ihr wart die einzigen, die mir zugehört haben“, ist ein Satz, den wir so oder so ähnlich oft von Menschen hören, mit denen wir gearbeitet haben. Denn: Jeder Radikalisierung geht ein Schmerz voraus, niemand radikalisiert sich ohne Grund. Und nur, wenn wir zu diesem Grund vordringen, können wir unsere

Wichtig für einen erfolgreichen Distanzierungsprozess von ideologischen Denkmustern ist vor allen Dingen zu lernen, langfristig Vertrauen aufzubauen – in das unmittelbare, positive soziale Umfeld genauso, wie in die gesamte Gesellschaft.

Wichtig für einen erfolgreichen Distanzierungsprozess von ideologischen Denkmustern ist vor allen Dingen zu lernen, langfristig Vertrauen aufzubauen – in das unmittelbare, positive soziale Umfeld genauso, wie in die gesamte Gesellschaft. Dieses Ziel kann nur langfristig gedacht werden, denn Vertrauen aufzubauen braucht Zeit, da Ohnmachtsgefühle und Enttäuschungserfahrungen in der Biographie der Klient*innen eine elementare Rolle spielen und zunächst thematisiert und verarbeitet werden müssen. Wenn das Vertrauen jedoch einmal gewachsen ist, erleben wir häufig, dass sich Klient*innen uns gegenüber stark öffnen. Themen, die sie bislang noch mit kaum jemandem besprochen hatten, werden uns anvertraut. Unsere Haltung als Berater*innen ist eine wichtige Grundvoraussetzung, damit dieser Vertrauensaufbau gelingt: Wir nehmen unser Gegenüber ernst, wir hören zu, wir werten nicht. Wir haben selbst eine klare Haltung und konfrontieren unsere Klient*innen damit auch – allerdings geschieht all dies mit Respekt, im Rahmen eines achtsamen und wertschätzenden Umgangs. Klient*innen lernen, dass wir als Wegbegleiter*innen da sind und erfahren, sich auf jemanden verlassen zu können. „Ihr wart die einzigen, die mir zugehört haben“, ist ein Satz, den wir so oder so ähnlich oft von Menschen hören, mit denen wir gearbeitet haben. Denn: Jeder Radikalisierung geht ein Schmerz voraus, niemand radikalisiert sich ohne Grund. Und nur, wenn wir zu diesem Grund vordringen, können wir unsere

Klient*innen dabei unterstützen, sich selbst in ihrer Vergangenheit und Gegenwart zu reflektieren, an ihrer Biographie zu arbeiten, sich zu befähigen, eine neue Perspektive zu gestalten, Misstrauen in Vertrauen umzuwandeln und gesellschaftlich wieder zu partizipieren. Ihr Selbstbewusstsein zu stärken und ihre Selbstwirksamkeit zu erhöhen, ist daher ein wichtiges Ziel in unserer Beratung.

Unsere Klient*innen lernen, über ihre Bedürfnisse zu kommunizieren und sich mit ihrer Biographie zu beschäftigen. Wir begleiten und unterstützen, den Weg aus der Ideologie heraus gehen Klient*innen aber allein; dabei hat jede Person ihr eigenes Tempo. Meist werden wir als Berater*innen von unseren Klient*innen genau dafür wertgeschätzt: Wir hören unseren Klient*innen in einer Lebensphase zu, in der viele andere aus ihrem Umfeld weghören. Wir versuchen zu verstehen, warum sie sich der Ideologie zugewandt und bestimmte Entscheidungen getroffen haben. Das heißt nicht, dass wir alles Gesagte kommentarlos akzeptieren; wir bleiben authentisch. Sobald die Vertrauensbeziehung gewachsen ist, können wir damit arbeiten und durch Nachfragen dazu anregen, ideologiegefärbte Denk- und Handlungsmuster kritisch zu hinterfragen.

Die im Text beschriebenen Beispiele und Erfahrungen zeigen, wie wichtig es ist, für die betroffenen Menschen da zu sein und sie über einen längeren Zeitraum zu begleiten. Unser Beratungsangebot hat keinen Zwangscharakter – Freiwilligkeit ist die Basis des Beziehungsaufbaus. Wir begegnen unseren Klient*innen immer respektvoll und auf Augenhöhe und arbeiten mit ihnen schrittweise daran, den Weg aus ihren ideologischen Denkmustern herauszufinden. Wir setzen Veränderungsimpulse und helfen ihnen dabei, sich selbst zu befähigen und zu motivieren, aus der salafistischen Szene auszusteigen und Kontrolle über ihr Leben zu übernehmen. Neben der Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie, mit den Themen Identität und Religion ist auch das Erkennen der Faktoren und Zusammenhänge, die ihre Lebensgeschichte geprägt haben, wichtig. Dazu zählen etwa das Erkennen nicht oder nur schlecht erfüllter Bedürfnisse. Damit Hand in Hand geht auch die Fähigkeit,

Verantwortung sowohl für vergangenes, als auch zukünftiges Handeln zu übernehmen. Die Verantwortungsverschiebung bzw. -abgabe, die viele unserer Klientinnen im Zuge ihrer Radikalisierung unternommen haben, gilt es, kritisch zu beleuchten und langfristig aufzubrechen. Hierzu ist es notwendig, ein besonderes Augenmerk auf die Stärkung der Person und das Aktivieren ihrer Ressourcen zu legen – denn ohne den Willen und die Fähigkeit selbstbestimmt zu handeln, ist eine langfristige und nachhaltige Distanzierung von der Szene und eine damit verbundene Deradikalisierung kaum möglich.

LITERATUR

Fritzsche, Nora (2018). Mädchen und Frauen im Salafismus: Gender-perspektive auf Rollenverhältnisse, Anwerbung und Hinwendungsmotive. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, Infodienst Radikalisierungsprävention.

AUTOR*INNEN

Feride Aktaş koordiniert die Beratungsstelle Berlin von Violence Prevention Network.

Die ausgebildete Anti-Gewalt- und Kompetenztrainerin® konzipiert und leitet Fortbildungs- und Sensibilisierungsmaßnahmen für Multiplikator*innen und begleitet radikalierungsgefährdete und radikalisierte junge Menschen im Haftkontext und außerhalb.

Julia Nowecki koordiniert die Beratungsstelle Sachsen von Violence Prevention Network.

Die studierte Islamwissenschaftlerin und Arabistin konzipiert und leitet Fortbildungs- und Sensibilisierungsmaßnahmen für Multiplikator*innen. Im Tandem mit pädagogischen Projektmitarbeitenden gestaltet sie Präventionsworkshops für Jugendliche an Schulen und begleitet radikalierungsgefährdete und radikalisierte junge Menschen im Haftkontext und außerhalb.

Verena Raatz koordiniert die Beratungsstelle Bayern von Violence Prevention Network. Die ausgebildete Heilerziehungspflegerin und Anti-Gewalt- und Kompetenztrainerin® begleitet radikalierungsgefährdete und radikalisierte junge Menschen in und außerhalb der Haft und berät Angehörige und Institutionen in der Auseinandersetzung mit religiös begründetem Extremismus.

Orhan Şenel koordiniert die Beratungsstelle Berlin von Violence Prevention Network. Der ausgebildete Anti-Gewalt- und Kompetenztrainer® hat Islamwissenschaften studiert und begleitet radikalierungsgefährdete und radikalisierte junge Menschen im Haftkontext und außerhalb.

*Unsere Haltung als Berater*innen ist eine wichtige Grundvoraussetzung, damit dieser Vertrauensaufbau gelingt: Wir nehmen unser Gegenüber ernst, wir hören zu, wir werten nicht. Wir haben selbst eine klare Haltung und konfrontieren unsere Klient*innen damit auch – allerdings geschieht all dies mit Respekt, im Rahmen eines achtsamen und wertschätzenden Umgangs.*

KLIENT*INNENZENTRIERTE INTERVENTION IM RAHMEN GANZHEITLICHER FALLARBEIT: MÖGLICHKEITEN UND HERAUSFORDERUNGEN DER DERADIKALISIERUNG

VON THOMAS MÜCKE, DR. DENNIS WALKENHORST

*Klient*innenzentrierte Intervention im Zuge ganzheitlicher Fallarbeit versucht, auf der Grundlage einer langfristigen Beziehungsarbeit Veränderungsprozesse zu initiieren. Dabei werden die Klienten im Kontext ihrer Lebensgeschichte und ihres Lebensumfeldes betrachtet. Maßnahmen vor allem der aufsuchenden Sozialarbeit, der systemischen Beratung, der Antigewaltarbeit, der politischen Bildungsarbeit und der sozialen Integration werden ganzheitlich verbunden. Hierdurch sollen nicht nur Distanzierungsprozesse vom Extremismus angeregt und begleitet, sondern auch die langfristigen Gefahren einer Re-Radikalisierung minimiert werden.*

Deradikalisierung beschreibt einen Prozess individueller Distanzierung von menschenverachtenden Ideologien und Szenen sowie der nachhaltigen Verhinderung von Handlungen, die gegen die Menschen- und Grundrechte gerichtet sind. Damit ist mehr als nur die klassische Ausstiegsarbeit gemeint, die eine bewusste Entscheidung für einen Ausstieg aus der extremistischen Szene voraussetzt. Deradikalisierungsprozesse beginnen oft bei gefährdeten Personen, die noch keinen eigenen Distanzierungswillen aufweisen, sprich noch keine bzw. keine endgültige Entscheidung über die Distanzierung von extremistischen Einstellungen und Szenen getroffen haben

und ggf. noch extremistische Einstellungen aufweisen. Daher hat Deradikalisierungsarbeit oft einen hochgradig aufsuchenden Charakter. Die Motivation zur Veränderung muss bei den Betroffenen oftmals erst noch angeregt werden. Grundlegende Zielsetzungen der Deradikalisierungsarbeit sind:

- Die Vermeidung jeglicher Fremd- und Selbstgefährdung
- Die habituelle Distanzierung vom extremistischen Milieu und zugehörigen Handlungen
- Die kognitive und emotionale Distanzierung von menschenverachtenden Einstellungen
- Das Schaffen/Aktivieren von Ressourcen zur straffreien Lebensführung und zur Selbstreflexion
- Die Gewährleistung langfristig stabiler sozialer Integration
- Die Stabilisierung der Lern- und Kompetenzentwicklungsprozesse und die Vermeidung einer sog. Re-Radikalisierung
- Die (getestete) Kompetenz zum konstruktiven Umgang mit persönlichen Krisensituationen

Radikalisierungsverläufe junger Menschen sind so vielfältig wie die jeweiligen sozialen und emotionalen Bedingungen ihres Ablaufes. Soziale Perspektivlosigkeit, unzureichend befriedigte Bedürfnisse, z.B. in Form von Anerkennungsdefiziten im sozialen Umfeld, innerfamiliäre Konfliktdynamiken sowie allgemeine Diskriminierungserfahrungen können Faktoren sein, die zu einer generellen *Entfremdung* von dieser Gesellschaft beitragen.

Dazu muss angemerkt werden, dass auch Menschen betroffen sind, die nicht unbedingt aus sog. prekären Familienverhältnissen kommen. Auch vermeintlich gutsituierte und von außen zunächst als stabil wahrgenommene Personen können den manipulativen Rekrutierungsstrategien der extremistischen Szene ausgesetzt sein, die es gut versteht, durch die scheinbare Befriedigung emotionaler Bedürfnisse (wie z. B. Gemeinschaft, Zugehörigkeit, Sinnerfüllung) junge Menschen genau dort abzuholen, wo ihre Bedürfnisse nur unzureichend oder gar nicht befriedigt werden. In der Folge kann die Entfremdung von der Familie, von bisherigen sozialen Kontakten und von der Gesellschaft allgemein sowie eine wachsende Abhängigkeit vom (neuen) sozialen Milieu beobachtet werden – und somit auch die steigende Bereitschaft zu einer bedingungslosen Gefolgschaft gegenüber Extremist*innen.

Deradikalisierungsarbeit beinhaltet sowohl eine niedrigschwellige Bildungsarbeit, in deren Rahmen vor allem mittels dialogischer Formate über Fragestellungen gesprochen wird, die die jungen Menschen berühren, als auch eine sozialarbeiterisch-pädagogische Perspektive, welche den Blick auf die tieferegreifenden Problemlagen der allgemeinen Lebensführung junger Menschen richtet. Ohne die Ergänzung der Arbeit durch eine soziale Perspektive kann eine „Entzau-berung“ der extremistischen Ideologie zu Dekompensationen bei Menschen führen, die eigentlich eines sozialen Halts bedürfen. Der Arbeitsansatz von Violence Prevention Network liegt grundsätzlich auf den folgenden Schwerpunkten:

Aufbau einer belastbaren Arbeitsbeziehung

Die schwierigste Phase der Deradikalisierungsarbeit ist die Kontaktaufnahme. Wenn der junge Mensch sich selbst nicht an eine Beratungsstelle wendet, sind Hinweise aus dem sozialen Umfeld notwendig. Von Bedeutung sind hierbei besonders ratsuchende Familienangehörige, da sie in vielen Fällen wichtige Partner*innen in der praktischen Arbeit sein können, die auch im weiteren Verlauf immer wieder miteinbezogen werden. Aber auch z. B. Freundeskreise, Moscheen oder andere kulturelle Einrichtungen, Schulen, Sicherheitsorgane, Jugendhilfeeinrichtungen oder Jugendämter können hinweisgebende Instanzen sein.

Die Herstellung einer Vertrauensbasis ist eine überaus anspruchsvolle Aufgabe. Dabei gilt es, jene jungen Menschen zu erreichen, die von der Gesellschaft und den staatlichen Organen häufig hochgradig entfremdet sind. Dies ist der Grund, warum sie sich – gedrängt und bestärkt von der extremistischen Szene – mehr und mehr abschotten und allgemeine Ablehnungshaltungen gegenüber jeder externen Intervention entwickeln. Der Kontaktaufbau zu diesen Jugendlichen gelingt durch aufsuchende Pädagog*innen, die sich nicht in Versuche der Vermittlung von Gegenarrativen und vermeintlichen Wahrheiten verstricken, sondern zunächst eine grundsätzlich *interessierte und respektvolle* Haltung gegenüber den Betroffenen und ihrer Lebenssituation einnehmen.

Vermeidung von Selbst- und Fremdgefährdung

Extremistische Szenen agieren auf hoch-aggressivem Niveau und fordern immer wieder zum „Kampf“ gegen die jeweils identifizierten Feind*innen auf. In diesem Risikobereich müssen in der Deradikalisierungsarbeit Tätige stets darauf achten, Eigengefährdungen der betroffenen Personen zu vermeiden. Hierzu ist die Kooperation mit nahestehenden Personen, wie z.B. Familienangehörigen, zentral. Die Bindung an emotionale Schlüsselpersonen kann eine wichtige Hemmschwelle für zerstörerische Handlungen sein.

Wenn ein Mensch sich mit dem Willen, für seine Ideologie zu töten, einer extremistischen Gruppierung anschließt, werden die Berater*innen im Deradikalisierungsprozess viel Zeit drauf verwenden müssen, die hierfür nötigen ideologischen Rechtfertigungsmuster zu irritieren und Zweifel an diesen zu säen. Die Anforderungen an das Berufsbild in der Deradikalisierungsarbeit sind anspruchsvoll und komplex, die Teams daher interdisziplinär zusammengesetzt. Grundlegende Szene- und Ideologiekenntnisse, im Falle von religiös begründetem Extremismus auch theologische Kenntnisse, sind unerlässlich. Die genaue Ausgestaltung der inhaltlichen Schwerpunktsetzung ist dennoch stets abhängig von den individuellen Personen in der Beratung. Eine allgemeine Blaupause für Beratungssituationen kann es nicht geben.

Entwicklung der Dialogfähigkeit

In extremistischen Szenen gibt es eine hochgradige Gehorsamsorientierung, verbunden mit einer Ideologie der Angst, was dazu führt, dass abweichendes Denken und Verhalten stets sanktioniert werden. In Gesprächen mit jungen Menschen ist es daher zentral, dass sie die Fähigkeit zum eigenständigen Denken (neu) entwickeln, andere Sichtweisen angstfrei anerkennen bzw. annehmen und selbstbewusste und eigenverantwortliche Entscheidungen treffen können. Deradikalisierung kann nur dann nachhaltig gelingen, wenn sich die zu beratende Person in einer Atmosphäre des respektvollen Umgangs, sowohl mit sich selbst als auch mit ihren religiösen und/oder politischen Vorstellungen, wiederfindet.

Entscheidend ist jedoch, dass die thematische Auseinandersetzung keinen missionierenden, sondern einen dialogischen Charakter hat. Nur der ehrliche Respekt vor den vorhandenen Erklärungsansätzen ermöglicht es, dass sich die betroffenen Personen für Prozesse kritischer (Selbst-)Reflexion und des kritischen Hinterfragens öffnen. Reine argumentative Gegenrede führt, besonders in Anfangsphasen des Vertrauensaufbaus, hingegen zu Abwehr und zu einer Verfestigung extremistischer Weltanschauungen.

Biographisches Verstehen

Extremistische Affinitäten und dadurch motivierte Gewaltanwendungen sind immer auch Ausdruck eigener lebensgeschichtlicher Erfahrungen, die die betroffene Person in ihrer Wirkung nicht nachvollzogen hat. Der Verlust eines engen Familienmitglieds kann beispielsweise der Grund für eine Flucht in die neue Gemeinschaft sein. Bruchlinien in der Geschichte eines Menschen werden von extremistischen Rekrutierer*innen schnell erkannt. Schutzbedürftige Menschen werden so durch gezielte Ansprache durch extremistische Akteur*innen emotional gebunden.

Identifikation von (de-)radikalisierungsrelevanten Bedürfnissen und funktionalen Äquivalenten

Biographisch-narrative Gespräche ermöglichen die gemeinsame Identifikation weiterer individueller Bedürfnisse, deren Nichtbefriedigung möglicherweise Radikalisierungsprozesse begünstigte und für die im Sinne einer Deradikalisierung zukünftig Ersatzangebote (funktionale Äquivalente) gefunden werden müssen. Dabei hilft eine Orientierung an Systematiken, die bereits in der Forschung entwickelt wurden, wie z. B. die KISSeS-Systematik, die zwischen den radikalierungsrelevanten Bedürfnisdimensionen *Kontrollerfahrungen, Integration, Sinn, Sinnlichkeit erfahrungsstrukturierende Repräsentationen sowie Selbst- und Sozialkompetenzen* unterscheidet. Unter Bezugnahme auf solche oder ähnliche empirisch begründete Systematiken kann eine begründete und zielgerichtete Hilfeplanung erfolgen.

Orientierung an einem persönlichen Zukunftsplan jenseits des „politischen Kampfes“

Soziale Desintegration kann eine der zentralen Ursachen für eine mögliche (Re-)Radikalisierung sein. Daher sind schulische und berufliche Integrationsmaßnahmen für junge Menschen von besonderer Bedeutung. Sie ermöglichen soziale Partizipation und die Schaffung eines neuen Selbstwertgefühls. Die Identifikation (de-)radikalisierungsrelevanter Bedürfnisse hilft dabei, integrierende Maßnahmen zielgerichtet zu planen, Ver-



Foto: iStock/shironosov

verantwortlichkeiten zu verteilen und den Erfolg zu bewerten.

Integration in ungefährdete religiöse „Räume“

Im Rahmen der Deradikalisierung im Kontext des religiös begründeten Extremismus ist es ggf. förderlich, die Betroffenen in bestehende muslimische Communities bzw. Gemeinden integrieren zu können. Der „Ausstieg“ in diesem Feld von Extremismus kann, anders als im Bereich des Rechtsextremismus, eine stabile (Neu-)Definition der Glaubensrichtung erfordern. Nicht der „Ausstieg“ aus der Religion ist das Ziel, sondern die Abkehr von extremistischen, demokratiefeindlichen und menschenverachtenden Sichtweisen und der damit einhergehenden Gewaltbefürwortung bzw. sogar Bereitschaft zur Gewaltausübung.

Entwicklung von Toleranz gegenüber Widersprüchen

Neue Perspektiven zu eröffnen und unterschiedliche, sich manchmal widersprechende Sichtweisen annehmen zu können, sind Grundprinzipien jeglicher Bildungsarbeit. Bei Menschen, die in ideologischer Monokausalität verhaftet sind, kann dies nur prozesshaft geschehen. Der etappenweise Einsatz von vielfältigen Teams mit unterschiedlichen Weltanschauungen, Biographien und Qualifikationen, wie auch der Aufbau neuer sozialer Beziehungen respektive die Reaktivierung früherer positiver sozialer Kontakte unterstützen diesen Prozess.

Aufbau von vielfältigen sozialen Kontakten jenseits der extremistischen Szene

Die extremistische Szene will eine Gleichförmigkeit, indem sie Differenzen negiert und der klar definierten *out-group* das

Existenzrecht abspricht. Sie sorgt dafür, dass „Neumitglieder“ frühere soziale Kontakte (gegebenenfalls auch familiäre Beziehungen) abbrechen, soweit sich diese Personen nicht ebenfalls missionieren lassen. Junge Menschen unterliegen bei einem Verlassen der Szene der Gefahr einer möglichen individuellen Kompensation, da soziale Interaktionen und die Anerkennung der eigenen Person nur noch im extremistischen Milieu stattgefunden haben. Eine systemische Perspektive ermöglicht den Aufbau alternativer privater und öffentlicher Netzwerke. So wird das Einnehmen einer Distanzhaltung zur extremistischen Szene erleichtert.

Bedingungen für einen erfolgreichen Beratungsdialo – Verlässliche Partnerschaft statt extremistischer Eindeutigkeitsangebote

In einer Bilanz der Arbeit mit jungen Menschen aus dem religiös begründeten Extremismus lassen sich folgende Punkte für die Unterstützung beim Aufbau einer Ausstiegsmotivation und eines Veränderungsprozesses als bedeutsam hervorheben:

- Die Berater*innen sind zur Erreichung der Zielgruppe aufsuchend tätig und lassen sich von ersten „Abwehrreaktionen“ der Zielgruppe nicht abschrecken, sodass anfängliches Misstrauen der Jugendlichen überwunden werden kann. Dabei spielt eine authentische Grundhaltung eine zentrale Rolle.
- Die Berater*innen nehmen spirituelle, politische und gesellschaftliche Themen und Fragestellungen ernst und gehen hierzu bei Bedarf in eine fundierte inhaltliche Auseinandersetzung, die auch komplexe Textanalysen beinhalten kann. Oftmals geht es um eine der folgenden Fragestellungen: Darf ein gläubiger Mensch in einem säkularen Staat leben? Welche Werte vertritt Religion, welches Menschenbild offenbart sich? Welchen Wert hat jeder Mensch an sich, auch wenn Menschen völlig unterschiedlich sind? Was heißt es, Verantwortung für sich, seine Umwelt und seine Mitmenschen zu übernehmen? Wie kann man frühere Fehler wiedergutmachen? Was sagt die Religion über Gewalt und Zwang?

- Dieses „Ernstnehmen“ spiritueller, ethischer und politischer Fragestellungen führt dazu, dass sich die betroffenen jungen Menschen als Person angenommen fühlen und sich somit für pädagogische Themen wie Biographie, Diskriminierungserfahrungen, Lebenskrisen und kritische Lebensereignisse öffnen können. Erst dann wird es möglich, die Hintergründe und Ursachen der individuellen Radikalisierungsverläufe zu bearbeiten. Die Jugendlichen lernen, über sich selbst zu reden und zu reflektieren. Sie werden von den Berater*innen immer wieder ermutigt, Fragen zu stellen, eigene Entscheidungen zu treffen und eigenverantwortlich zu handeln. Eigenständiges Denken ist vorrangiges Ziel jeglicher Dialogarbeit.
- Biographisches Verstehen und die systematische Identifikation der individuellen (de-)radikalisierungsrelevanten Bedürfnisse sind unerlässliche Faktoren der Arbeit, um zielgerichtete Interventionen begründet planen, umsetzen und deren Erfolg bewerten zu können.
- Die konkreten familiären, sozialen und funktionalen Integrationsmaßnahmen unterstützen und stabilisieren den Deradikalisierungsprozess. Dazu gehört unter anderem, Konfliktlagen innerhalb der Familie zu klären und Perspektiven für Schule und Beruf zu entwickeln.

Extremistische Szenen suggerieren den jungen Leuten mit ihrem Eindeutigkeitsangebot auf sehr geschickte Art ein eindeutiges Weltbild mit einfach zu befolgenden Regelwerken. Gleichzeitig erfolgt eine grundsätzliche Entfremdung von der Gesellschaft und dem bisherigen sozialen Umfeld. Diesen Eindeutigkeits- und Verführungsangeboten der extremistischen Szene in einer inszenierten „Echokammer“ gilt es, pädagogische, dialogorientierte und beraterische Angebote entgegenzustellen. Pädagog*innen und Sozialarbeiter*innen sind in diesen langfristigen Prozessen der Extremismustanzierung für den betroffenen jungen Menschen verlässliche und authentische Ansprech- bzw. Dialogpersonen.

Auch wenn die Grundlagen der Arbeit unverändert bleiben, so ist die genaue Ausgestaltung immer auch vom aktuellen politischen und gesellschaftlichen Kontext abhängig. So erschweren derzeit die andauernde COVID-19 Pandemie und die Auswirkungen der jüngeren terroristischen Anschläge in Wien und Dresden die praktische Arbeit und Akzeptanz der Deradikalisierungsarbeit. In Hinblick auf das Klientel führt insbesondere die Pandemie zu sichtbaren Verunsicherungen und erschwert damit auch den Zugang. Damit zusammengehörende Einflussfaktoren wie Isolation und Angst führen bei manchen Menschen zu einer höheren Anfälligkeit für Verschwörungserzählungen. Zudem sind individuelle Perspektivlosigkeiten, Verunsicherungen und teilweise auch psychische Belastungen hohe Risikofaktoren in der praktischen Distanzierungsarbeit, die, etwa inspiriert durch einzelne Anschläge zu kritischen Zeitpunkten, gefährlich eskalieren können. In diesem Sinne ist es notwendig, flexibel zu bleiben und den Herausforderungen der Zeit angemessen, auch verstärkt neue Fragestellungen in den Blick zu nehmen. Beispiele für aktuelle Themen:

- Es müssen neue und verlässliche Zugangswege zur Zielgruppe erschlossen werden, die auch in Krisenzeiten wirken können.
- Die Face-to-Face Beratung muss besonders in Krisenzeiten unbedingt aufrechterhalten und intensiviert werden, dies erfordert besonders flexible Arbeitsansätze aller Akteur*innen.
- Aktuelle Rekrutierungsstrategien der extremistischen Szenen müssen zeitnah analysiert und unmittelbar in die Beratungsarbeit einbezogen werden. Das erfordert eine Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Akteur*innen der Deradikalisierungsarbeit besonders im Bereich Monitoring.
- Auch Maßnahmen aus dem Bereich der psychischen Gesundheit, wie beispielsweise der Psychotherapie müssen verstärkt mit Angeboten der Extremismusprävention und Deradikalisierung verknüpft werden.
- Der diagnostische Prozess in der Distanzierungsarbeit im Sinne einer systematischen Identifikation (de-)radikalisierungsrelevanter Bedürfnis-

befriedigung muss weiterentwickelt werden, um möglicherweise typologisch differenziert geeignete Maßnahmen zu erkunden.

- Im Besonderen muss das „Frühwarnsystem“ für mögliche gefahrenrelevante Situationen kontinuierlich ausgebaut werden (also die gemeinsame Bewertung anhand von Faktoren wie u. a. der Stabilität der Beraternehmer*innen, gesellschaftliche Eskalationsereignisse, mögliche Nachahmungs-Handlungen). Ein solches multiperspektivisches Bedrohungsmanagement bedarf einer weiteren Intensivierung und klaren Strukturierung der verbindlichen Zusammenarbeit zwischen Praxis, Wissenschaft und Sicherheitsbehörden.
- Beratungsfälle dürfen nicht zu früh abgeschlossen werden, Distanzierungsarbeit ist ein Prozess, der langfristig begleitend angelegt sein muss, um nachhaltige Stabilisierung bestmöglich gewährleisten zu können.
- Eine funktionsfähige Deradikalisierungsarbeit muss durch eine Verfestigung der Arbeit gesichert werden. Hierbei muss jedoch darauf geachtet werden, dass keine falsche Erwartung einer völligen Sicherheit suggeriert wird, sondern die Notwendigkeit kontinuierlicher Prozesse und Professionalisierung mit dem langfristigen Ziel der Gefahrenreduzierung deutlich gemacht wird.

AUTOREN

Thomas Mücke, Dipl. Pädagoge und Dipl. Politologe, ist Mitbegründer und Geschäftsführer von Violence Prevention Network. Er ist darüber hinaus Vorstandsmitglied der Bundesarbeitsgemeinschaft religiös begründeter Extremismus. Thomas Mücke ist zudem bundesweit als Dozent, Referent und Coach zu Methoden der Anti-Gewaltarbeit, Konfliktmanagement, Jugendarbeit, Straßensozialarbeit und Rechtsextremismus tätig.

Dr. Dennis Walkenhorst, Politikwissenschaftler und Soziologe, ist wissenschaftlicher Leiter von Violence Prevention Network. Seine Forschungsschwerpunkte sind (De-)Radikalisierung, gewaltbereite extremistische Bewegungen und politische Soziologie.

VERTRAUENSARBEIT IN DER DERADIKALISIERUNG ALS ERFOLGSGRUNDLAGE

VON DR. SAMET ER

Literatur und Berichterstattung zum religiös motivierten Extremismus verzeichnen seit 9/11 bis in die Gegenwart hinein einen starken Anstieg. Immer häufiger wird die Frage nach der Motivation von jungen Radikalierten, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, gestellt. Dieses ständige „Nachfragen“ führt dazu, dass betroffene radikalisierte Personen sich immer weiter zurückziehen und kaum für Medien, wissenschaftliche Institutionen oder auch Beratungsangebote zugänglich sind. Nur wenige verhalten sich gegenüber den Medien und Sicherheitsbehörden so kooperativ wie die beiden Rückkehrer aus Wolfsburg und Bremen (Youtube, 28.08.2016).

Um trotz des weitreichenden Misstrauens im Kontext der Extremismusprävention und Ausstiegsbegleitung Arbeitsbeziehungen zu diesen Menschen aufbauen zu können, bedarf es einer spezifischen Ansprache. Hierbei ist nicht die Rede von einer ideologischen Auseinandersetzung, sondern zunächst einmal von einer Kontaktaufnahme, die sich selbst oft als schwieriges Unterfangen erweist. Es bedarf eines spezifischen Zugangs, in dem biographische Faktoren berücksichtigt werden. Daher ist die Arbeits- und Vertrauensbeziehung als unbedingte Grundvoraussetzung eines jeden Deradikalisierungs- und Distanzierungsprozesses zu verstehen. Im folgenden Text werden einige Grundvoraussetzungen zur Arbeit mit komplexen Fällen im Rahmen des

Justizvollzugs geschildert. Zur Veranschaulichung wird an einigen Stellen auf das fiktive Fallbeispiel einer jungen Frau zurückgegriffen.

Einzelfallarbeit mit jungen Frauen

Die Betreuung einiger Fälle erweist sich aufgrund ihrer biographischen Hintergründe oder der medialen Bekanntheit als besonders herausfordernd. Exemplarisch hierfür steht der fiktive Fall einer jungen Frau, die wegen einer Gewalttat zu mehreren Jahren Jugendhaft verurteilt wurde. Es stellte sich die Frage, wie in einem solchen Fall am besten mit der Betroffenen gearbeitet werden kann.

In solchen Fällen geht häufig kurz nach der Verurteilung eine Anfrage der zuständigen Justizvollzugsanstalt bei Violence Prevention Network ein. In dieser hochemotionalen Phase nach der Verurteilung bedarf es eines sehr vorsichtigen und pädagogisch durchdachten Ansatzes, um die Aufmerksamkeit und das Vertrauen der Klient*innen zu gewinnen und gemeinsam an ihrer Distanzierung und Deradikalisierung zu arbeiten.

So ging es auch im Fall der fiktiven jungen Frau in den ersten Gesprächen nach der Kontaktaufnahme keineswegs darum, Informationen etwa zu ihr und ihrer Motivation zu sammeln, sondern vielmehr darum, Vertrauen und eine sichere Arbeitsbeziehung aufzubauen. Grundsätzlich ist es auch zu einem späteren Zeitpunkt und in langfristigen Beratungskontexten nicht einfach, die gesamte Biographie von Klient*innen offen zu legen, ganz

gleich ob es sich um Attentäter*innen, Rückkehrer*innen aus einem Kriegsgebiet, anderweitig radikalisierte Gefangene oder Haftentlassene handelt. Das Leben im Gefängnis bedeutet Verwundbarkeit, Identitäts- und Schutzsuche, häufig aber auch Rebellion, so dass viel Zeit für die Arbeit mit den Klient*innen eingeplant werden muss.

Um eine vertrauensvolle und authentische Beziehung zu den Gefangenen und Haftentlassenen aufzubauen, ist die Biographiearbeit entscheidend. So können Lücken und Problemstellen in der Biographie gefunden und entsprechend gefüllt bzw. bearbeitet werden. Ein großer Teil dieser Arbeit besteht aus Erinnerungsarbeit, bei der die Klient*innen in ihre Erinnerungen eintauchen und erlebte Erfahrungen wiedergeben. Dieser Prozess wird durch Übungen bzw. Methoden der sozialen Diagnostik wie dem Genogramm oder mit Hilfe von Netzwerkkarten und dem Einbringen von persönlichen Materialien, wie zum Beispiel von Fotos, Zeichnungen und Ähnlichem begleitet. Dabei ist es wichtig, eine authentische, respektvolle und aufmerksame Haltung einzunehmen, bei der die Berater*innen sich selbst zurücknehmen. Sie stellen, wenn überhaupt, nur wertschätzende Nachfragen. So sollte auch die junge Frau um die es hier geht ihre Lebensgeschichte möglichst eigenständig aufarbeiten und damit beginnen, ihren Lebensweg samt der Entscheidungen, die zur gegenwärtigen Situation beigetragen haben, kritisch zu hinterfragen. Im Rahmen des Distanzierungsprozesses wurde ihr dabei geholfen, selbständig neue Wege

und Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Durch diesen Reflexionsprozess schöpfte sie wieder Kraft und stärkte ihr Selbstwertgefühl (Mücke 2016).

In der Arbeit werden Klient*innen nicht auf ihre Straftaten reduziert, sondern als Menschen mit Stärken und Schwächen, Fähigkeiten und Fehlern angenommen und akzeptiert. Dieser grundlegende Ansatz der Verantwortungspädagogik®, ist eine von Violence Prevention Network entwickelte, erprobte und bewährte Herangehensweise, die auf die besonderen Bedürfnisse von Trainings-Teilnehmer*innen in Justizvollzug und Bewährungshilfe abgestimmt wurde. Sie beinhaltet das Erkennen und Verstehen der eigenen Gefühls- und Wertewelt, deren Entstehungsgeschichte und die sich daraus ergebenden Handlungen und Entscheidungen. Zugleich dient sie der Entwicklung einer individuellen Perspektive und der Stärkung von Empathiefähigkeit, Selbstreflexion, Selbstwert und Handlungssicherheit in Krisensituationen. Neben der bedürfnisorientierten Stärkung individueller Kompetenzen, steht auch die Entwicklung eines Problembewusstseins in Bezug auf das eigene vergangene Handeln im Vordergrund der Arbeit. Dieses ist letztendlich verbunden mit der Verantwortungsübernahme für ebenjenes vergangene, aber auch für zukünftiges Handeln der Klient*innen. Nur so kann der Grundstein für eine positive Entwicklung der betroffenen Menschen gelegt werden.

Dementsprechend wird bei der Arbeit zunächst auf den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung fokussiert sowie auf Authentizität, zum Beispiel durch gute Erreichbarkeit, und die Begegnung auf Augenhöhe. Die Bedingungen hierfür sind umfassendes interkulturelles, interreligiöses, historisches und politisches Wissen sowie die Kenntnis der Sprache und kulturellen Sensibilitäten der Betroffenen und ihren Angehörigen. So problematisch ihre Vergangenheit und die Tat auch waren, sollte sie dennoch die Möglichkeit haben, sich in der Gesellschaft mit gleichen Rechten und Pflichten (wieder) einzugliedern. Unsere Arbeit basiert auf dem Grundverständnis, „dass alle Menschen in den Grundmustern ihres Alltags gleich sind, dass alle vergleichbare Erwartungen, Hoffnungen, Ängste



Foto: pixabay.com/bernsaelz

und Befürchtungen haben, dass sie sich um ihre Arbeit und ihr Auskommen sorgen, dass alle Geld brauchen, über das sie zur Gestaltung des eigenen Lebens verfügen können und dass sie Sicherheit in den Perspektiven brauchen, um planen und sich entwickeln zu können“ (Thiersch 2017: 15). So galt auch für die junge Frau, dass ihre alltäglichen Sorgen und Probleme mit Umsicht und Empathie aufgenommen werden mussten, wenn sie die Chance haben sollte, positive Teilhabe zu erreichen. Das kann nur im Rahmen von zugewandter, persönlicher und umsichtiger Beratung und langfristiger Betreuung geschehen.

Beginn der Beratungsarbeit

Vor dem ersten Treffen besteht häufig die Befürchtung, eine hochradikalisierte Terroristin anzutreffen, die die Berater*innen von Beginn an als „Staatsfreund“ oder „Heuchler“ abstempeln würde. Es stellte sich aber schnell heraus, dass sie sich in ihrem Umgang und Auftreten nicht besonders von anderen Mädchen ihres Alters unterschied und die Zusammenarbeit sogar begrüßte. Auch wenn die Arbeit mit einem „Deradikalisierungsberater“ kritisch gesehen wurde, stießen das

profunde Wissen und die Möglichkeit zu Diskussionen über islamische Theologie bei ihr auf großes Interesse.

Die Gespräche fanden in einer vergleichsweise angenehmen Atmosphäre statt – im Rahmen der Möglichkeiten einer Justizvollzugsanstalt. Anfangs waren in den Gesprächen typisch salafistisch geprägte Aussagen etwa zur Musik („Das ist doch haram.“) oder zu Atheist*innen („Das sind Kuffar.“) zu hören. Sie trat dennoch sehr unsicher auf und war in anderen Momenten sichtlich bemüht, die Welt außerhalb des salafistischen Spektrums neu zu entdecken. Maßgeblich dafür waren die vertrauensvolle Beziehung zur Sozialarbeiterin und zur Psychologin und das aufbauende Gespräch mit dem Berater von Violence Prevention Network. Im Zusammenwirken führte dies dazu, dass ihr dichotomes Weltbild, einer Welt zwischen Salafismus und der Realität, zunehmend durcheinandergeriet.

Sie stand stark unter dem Einfluss salafistischer Narrative, die durch einschlägige Posts und Akteur*innen in den sozialen Medien verbreitet worden waren sowie damit verbundener falscher Berichtserstattung, Kriegsnachrichten und

einem Gefühl von Unterdrückung. All' das verstärkte ihre extrem negative Haltung gegenüber dem politischen System und den staatlichen Institutionen in Deutschland. Der einseitige und unreflektierte Konsum von fragwürdigen Medien, der ausschließliche Austausch mit Gleichgesinnten aus der salafistischen Szene, das familiäre System und die selbst erprobte bzw. empfundene Ungerechtigkeit führten bereits in jungen Lebensjahren zu einer vollständigen Isolierung von der demokratischen Gesellschaft und zur Festigung ihres dichotomen Weltbildes. Durch ihre stolz zur Schau getragene extremistische Haltung erlangte sie bereits als sehr junges Mädchen große Anerkennung und Aufmerksamkeit innerhalb der Szene, die sie auch sichtlich genoss. So wurde sie immer stärker motiviert, weiterzumachen, ohne an die Konsequenzen und möglichen Folgen ihrer Haltung bzw. ihrer späteren Tat zu denken. Durch ihre lange und intensive Zugehörigkeit

zur Szene war es unmöglich, sie schnell und mit einfachen Mitteln zu erreichen. Erst im Zuge vieler Gespräche lernte sie, ihre eigene Biographie und damit einhergehend ihren Radikalisierungsverlauf zu reflektieren und zu verstehen. Zugleich wurde ihr bewusst, welche individuellen Gefährdungsfaktoren nach wie vor bei ihr erkennbar waren, die sowohl ihre ursprüngliche Radikalisierung beeinflussten als auch eine erneute Hinwendung zu Ideologie und Szene begünstigen konnten. So wurden einige maßgebliche biographische Einschnitte identifiziert, die gemeinsam bearbeitet wurden.

Nachhaltige Beziehungs- und Vertrauensarbeit als Kern des Prozesses

Das Hauptziel der Arbeit im Fall der Klientin war die Ausstiegsbegleitung und die Befähigung zu einem eigenverantwortlichen, empathischen und toleranten Leben jenseits von Extremismus und

Menschenfeindlichkeit. Es wurden Maßnahmen durchgeführt, die im Idealfall zur Entwicklung von demokratie- und menschenrechtsbejahenden Einstellungen führen und ihr ein positives Verständnis von gelebter Pluralität vermitteln sollten, inklusive der Kompetenz, mit existierenden Ambivalenzen und Ambiguitäten umgehen zu können. Hierbei spielten natürlich auch die von ihr zunächst als Tabus wahrgenommenen Themen wie Demokratie, Scharia, Homosexualität und das Recht auf freie Lebensentfaltung eine wichtige Rolle, die durch mehrere intensive Gespräche diskutiert und behandelt wurden. Im Zuge dieser Gespräche wurden auch ihre bisherigen Werte und religiösen Normen, die ihr durch die salafistische Szene und ihre Mutter bereits von klein auf vermittelt wurden, kritisch reflektiert.

Die intensive, langandauernde Beziehungsarbeit sorgte dafür, dass die junge Frau sich bereitwillig auf diesen kritischen Reflexionsprozess einließ. Sie war stets offen dafür, „Neues“ zu erlernen und kritisches Denken anzuwenden. Hierbei wurden keine Gegennarrative, wie etwa eine „liberale Auslegung“ des Koran vorgestellt und als richtig vorgegeben, vielmehr lernte sie, Meinungen und Aussagen selbstständig kritisch zu reflektieren, insbesondere im Hinblick auf mögliche extremistische Gedanken oder gar Handlungen. Hierfür bedurfte es jedoch einer methodischen Vorgehensweise, wie z. B. eines nicht-konfrontativen und dennoch ihre bisherigen Haltungen hinterfragenden Ansatzes, der sie in ihrer aktuellen Gedankenhaltung abholte, diese diskutierbar gestaltete und als oberste Zielsetzung die Entwicklung einer Ambiguitätstoleranz verfolgte. Diese Toleranzentwicklung förderte die Kenntnisnahme und Akzeptanz unterschiedlicher Sichtweisen als Grundvoraussetzung für die Hinterfragung eigener Positionen.

In Bezug auf das professionelle Nähe- und Distanzverhältnis ist es wichtig, stets auf den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zu setzen, gekennzeichnet von Authentizität und Transparenz (auch bezogen auf die eigene Haltung und die professionellen Grenzen der Arbeitsbeziehung), von kritischer Diskussionsbereitschaft, Verlässlichkeit, menschlicher Wertschätzung und Kompetenzorientie-



Foto: pixabay.com/qimono

rung. Die Intensität der Beziehungsdynamik ist bei Personen, die sich von der hiesigen Gesellschaft zutiefst entfremdet haben, besonders hoch. In dieser Phase sind Berater*innen stetige und verlässliche Begleiter*innen, sie fungieren als Türöffner zur gesellschaftlichen Integration.

Auch wenn die Beziehung professionell aufgebaut und gelebt und ihr verdeutlicht wurde, dass eine Berater-Klientin-Beziehung vorliegt, fungierte ihr Berater aus Sicht der Klientin bisweilen nicht immer nur in einer professionellen Rolle, sondern nahm aus ihrer Perspektive auch eine annähernd freundschaftliche Position ein. Diese Dynamiken lassen sich besonders in isolierten Kontexten wie dem Justizvollzug beobachten. Der Grund dafür war, dass sie bisher niemanden in ihrem privaten Umfeld hatte, dem sie sich auf freundschaftliche oder familiäre Art anvertrauen und öffnen konnte. Gelegenheit für eine ausführliche Arbeit an einem neuen privaten sozialen Netzwerk würde es erst nach Haftentlassung

und Reintegration, z. B. in das Bildungssystem, geben. Klient*innen in dieser Phase sehen in den Berater*innen häufig eine Art „Bruder, Vater, Mutter oder Schwester“ und können dadurch über sich selbst vertraulich sprechen, ohne z. B. Familiengeheimnisse zu verraten. In diesem Moment gehören Berater*innen zur Innenwelt, mit denen offen geredet werden kann. Ist dies nicht der Fall, gehört der*die Berater*in zur Außenwelt, mit dem*der Klient*innen zumeist nur über für erwünscht gehaltene Zweckantworten kommunizieren. Das Vertrauensverhältnis als Teil des Innenverhältnisses ist ein wichtiges Instrumentarium im Rahmen der Deradikalisierungsarbeit zur Erreichbarkeit der Klientel. Dabei wird prozesshaft versucht, die strikte Trennung von „Innen“ und „Außen“ aufzulösen. So wird es im Arbeitsprozess immer Thema sein, das Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz zu erörtern und kritisch zu reflektieren, auch um als Berater*innen nicht langfristig als Ersatz für genuine private Beziehungen zu fungieren.

Chancen der sozialen und funktionalen Integration – Wie geht es weiter?

Die junge Frau sollte ermutigt und befähigt werden, über eigene Gefühle, Bedürfnisse und biographische Ereignisse zu sprechen. Zudem sollte sie motiviert werden, nach der Haftentlassung ein eigenständiges Leben außerhalb ihres Herkunftsortes zu führen, um neue private soziale Kontakte knüpfen zu können. Zugleich wurde ein persönlicher Sicherheitsplan für ein Leben nach der Haft sowie jenseits der extremistischen Szene erarbeitet. Hierzu wurden ihr bewährte Werkzeuge an die Hand gegeben, wie kritische Reflexion und Misstrauen gegenüber neuen Radikalisierungsangeboten funktionieren können. Der Grund hierfür war, dass viele Aussteiger*innen häufig in den Szenen nach wie vor viele „Fans“ haben und daher nach der Entlassung weiteren Gefahren, z. B. neuen Anspracheversuchen ausgesetzt sind. Zusätzlich musste sie Verständnis für die Arbeit der Sicherheitsbehörden aufbringen, um die Einschränkungen, die



Foto: pixabay.com/bstad

sie erfuhr und auch nach Haftentlassung voraussichtlich noch in gewissem Maße erfahren würde, nicht als Provokation ihr gegenüber aufzufassen, sondern vielmehr als präventive Schutzmaßnahme für alle Beteiligten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der fiktiven Klientin durch den Aufbau einer eigenständigen Identität zu einem selbstbestimmten Leben ermutigt wurde. Sie hat gelernt, ihren eigenen Zielen und Wünschen selbstständig nachzugehen und ihr wurden Alternativen zu ihrem bestehenden Weltbild aufgezeigt. Es erfolgte eine Sensibilisierung gegenüber menschenverachtenden und hasserfüllten Ideologien. Sie wurde über Berufs- und Bildungschancen aufgeklärt und im Rahmen der Resozialisierung durch eine Relokalisierung und den Besuch der Schule in ein neues soziales Umfeld integriert, in dem sie die Möglichkeit bekommen hat, positive Kontakte außerhalb der Szene zu knüpfen.

Trotz ihrer komplexen Vorgeschichte weist die Klientin eine hohe Motivation auf, sich komplett von der salafistischen Szene zu distanzieren und ein Leben abseits von problematischen Gruppierungen und Personen zu leben. Sie wurde befähigt, über ihr bisheriges Leben zu reflektieren und erkannte, dass sie von nun an selbst darüber entscheiden kann, wie es weitergeht. Sie lässt erkennen, dass sie die Notwendigkeit einsieht, selbst für die Gestaltung ihrer Zukunft Verantwortung zu übernehmen und zeigt einen entschlossenen Willen dazu.

Auch während des Übergangsmanagements und nach der Entlassung wird die junge Frau weiterhin begleitet; die Beratungsarbeit wird voraussichtlich noch mehrere Jahre fortgesetzt werden. Hierbei sind insbesondere die Auseinandersetzung mit familiären Beziehungen und Kontakten aus der salafistischen Szene von großer Bedeutung. Es gilt zu verhindern, dass Personen, wie die soeben beispielhaft dargestellte junge Frau, trotz der ausführlichen Vorbereitung erneut in den gleichen Kreislauf geraten. Hierfür ist neben ausführlichen Maßnahmen zur funktionalen und sozialen Integration vor allem die langfristige Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse innerhalb des Rahmens unserer pluralistischen Gesell-

schaft notwendig. Die hierfür erforderliche unterstützende Arbeit kann nur basierend auf kontinuierlicher Vertrauensarbeit und Authentizität der Berater*innen erfolgen. Eine erfolgreiche und nachhaltige Deradikalisierung jedoch kann nur durch eine gesamtgesellschaftliche und lösungsorientierte Herangehensweise gelingen und hängt stark von der Zusammenarbeit einer Vielzahl von Akteur*innen ab.

LITERATUR

„Ein Sommer im Dschihad“, in: YouTube, 28.08.2016, URL: <https://www.youtube.com/watch?v=qDDPFB3LB4> (abgerufen am 13.02.2020).

Mücke, Thomas: Pädagogische Handlungsansätze zur Deradikalisierung im Arbeitsfeld des religiös begründeten Extremismus, 18.01.2016, URL: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/radikalisierungspraevention/218879/paedagogische-ansaeetze-zur-deradikalisierung> (abgerufen am 14.07.2020)

Thiersch, Hans: Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, für meine Enkel skizziert, Berlin/Tübingen 2017, URL: https://www.hans-thiersch.de/Hans-Thiersch.de/Veroeffentlichungen_files/Elementare%20Einfuehrung%20in%20die%20lebensweltorientierte%20Soziale%20Arbeit%202019.pdf (abgerufen am 24.04.20)

AUTOR

Dr. Samet Er ist islamischer Theologe (B.A. und M.A.) und promovierter Erziehungswissenschaftler. Er ist Koordinator und Deradikalisierungsberater im Projekt FOKUS ISLEX von Violence Prevention Network in Niedersachsen. Seit 2018 ist Dr. Samet Er assoziierter wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld. Er ist Mitglied des Forschungsnetzwerk Radikalisierung und Prävention (FNRP - Osnabrück und Bielefeld).

PRAXISIMPULSE ZUR ARBEIT MIT UND ANSPRACHE VON REICHSBÜRGER*INNEN IM KONTEXT VON DERADIKALISIERUNGSMASSNAHMEN

VON PETER ANHALT, CHRISTOPHER KIECK

Wer sich mit dem Themenfeld Rechts-Extremismus beschäftigt, weiß, dass verschwörungsideologische Mythen¹ wie zum Beispiel „die Fortexistenz des Deutschen Reiches“, „die jüdische Weltverschwörung“ (vermeintlich belegt anhand der Protokolle der *Weisen von Zion*), „die Auschwitzlüge“ oder aktuelle Narrative, wie „der Große Austausch“ bzw. „die Umvolkung“, Kernbestandteil rechtsextremer Ideologien sind.

In unseren Beratungen, Ausstiegsbegleitungen sowie Gruppen- und Einzeltrainings mit rechtsaffinen bis rechtsextremen (jungen) Menschen begegnen uns deshalb regelmäßig unterschiedliche Verschwörungsideologien. Immer öfter treffen wir mittlerweile auf Personen, die dem sogenannten Reichsbürger*innen-Milieu zugeordnet werden können. Spätestens seit den tödlichen Schüssen eines „Reichsbürgers“ auf einen Polizeibeamten in Bayern im Jahr 2016 (vgl. [tagesspiegel.de](https://www.tagesspiegel.de), 2017) gibt es auch in unserer praktischen Arbeit, vor allem in Fortbildung-

¹ Wir verwenden im Zusammenhang mit Verschwörung(en) Begriffe wie Ideologie, Mythen und Fantasie anstatt Theorie(n). Theorien sollten falsifizierbar sein, der Begriff suggeriert Wissenschaftlichkeit. Genau diese Möglichkeit, die Widerlegung der Verschwörungserzählung, ist jedoch bei deren Anhänger*innen i.d.R. keine Option.

gen, einen vermehrt geäußerten Qualifizierungsbedarf, um auf Anhänger*innen verschiedener Verschwörungsmythen- bzw. -ideologien eingehen zu können.

Zwar ähneln sich Verschwörungserzählungen von „klassischen“ Rechtsextremist*innen oder rechtsaffinen Menschen und die von noch stärker verschwörungsideologisch geprägten Personen (z. B. aus dem Reichsbürger*innen-Milieu) oft, mitunter können die Ideologien der Rechtsextremist*innen aber auch als „Wirtsidologien“ für dieses Milieu betrachtet werden (siehe hierzu auch Hüllen & Homburg, 2017; Keil, 2017; Krüger, 2017; Rathje, 2014; Stöss, 2010). Dennoch zeigt die Erfahrung, dass die Arbeit mit Personen, die in (nahezu) geschlossenen verschwörungsideologischen Weltbildern leben, neue Herausforderungen mit sich bringen, die differenziert betrachtet werden müssen und auf die es in der Praxis zu reagieren gilt. Auch aktuelle Debatten rund um das Thema Verschwörungsideologien im Kontext der COVID-19-Pandemie zeigen, welcher große Bedarf es gibt, sich differenzierter mit diesem Thema auseinanderzusetzen.

Der folgende Text skizziert Impulse aus der praktischen Arbeit mit diesen Menschen. Ziel ist es, dass die Leser*innen aus Praxis und Politik, Verwaltung und Sicherheitsbehörden durch die im Folgenden beschriebenen Eindrücke Erkenntnisse zu den praktischen Herausforderungen in der Arbeit mit dieser speziellen Klientel gewinnen können.

1. Eigene Vorurteile konsequent reflektieren

*„Ich kann Sie nicht hören, weil die Sprache Ihres Verhaltens so laut ist.“
Gunther Schmidt, 2003*

Das noch in den 90er Jahren stark homogen geprägte Erscheinungsbild der rechtsextremen Szene hat sich längst aufgelöst. Die „Baseballschlägerjahre“² (Glatze, Springerstiefel, Bomberjacke und Baseballschläger) sind vorbei, die Szene ist diverser geworden. Heute übernehmen Rechtsextremist*innen etliche Lifestyle-Elemente unterschiedlicher Sub- und Jugendkulturen, sodass der optische Eindruck auf den ersten Blick wenig aussagekräftig ist. Durch unsere jahrelange Arbeit in diesem Phänomenbereich und der Beschäftigung mit Vorurteilen und Stereotypen ist uns bewusst, dass auch wir mit Vorurteilen arbeiten, wenn wir Menschen begegnen, da es uns hilft, die Komplexität der Welt für diese konkrete Situation zu reduzieren. So liegt es auf der Hand, dass wir, beeinflusst von den Erfahrungen unserer täglichen Arbeit, meist bestimmte Stereotypen von Männern im Hinterkopf haben, die sich abwertend, ausgrenzend, aggressiv und gewaltverherrlichend äußern. Dieses „Schubladen-Denken“ birgt allerdings auch für uns das Risiko, die Gefahr zu unterschätzen, die von Menschen ausgeht, die nicht in die typische Schublade passen. Dazu drei Beispiele aus unserer Arbeit:

² Vgl. <https://www.rbb-online.de/doku/b/baseballschlaegerjahre.html>.



Foto: pixabay.com/sdmacdonaldmiller

- Im Beratungsgespräch sitzt uns ein Mann größerer Statur und mit Dreitagebart gegenüber. Er trägt ein Kleid mit dazu passender kurzer Jacke, eine kleine Handtasche und hochhackige Schuhe. Er versucht uns zunächst glaubhaft zu machen, dass er Gewalt jeglicher Art ablehne, sich dieser allerdings überall ausgesetzt sähe. Seine Körperhaltung und Bewegungen wirken eher reduziert, zurückhaltend, weich.
- Ein anderer Mann mittleren Alters betritt den Raum mit schwungvollen, dynamisch federnden Bewegungen, rutscht beim Hinsetzen tief in den Stuhl hinein und kipfelt. Sein T-Shirt ist quietschbunt, dazu trägt er mehrfarbige Turnschuhe und eine Cargo-hose. Sein Sprachstil wirkt jugendlich, witzelnd, ironisch – er lächelt viel.
- Ein älterer Herr wirkt auf den ersten Blick wie ein verschrobener Professor, dem so viel durch den Kopf geht, dass er gar nicht weiß, wovon er zuerst

berichten soll. Am liebsten würde er sein ganzes (vermeintliches) Wissen auf einmal preisgeben. Man merkt, dass er sich in dieser Rolle gefällt. Bei unserem ersten Treffen bringt er drei „Schriftstücke“ im Format von Telefonbüchern mit, die aus selbst ausgedruckten, zusammengehefteten Seiten bestehen. Wir sind angehalten, alle zu lesen, da wir ihn nur so wirklich verstehen würden. Das soll die Grundlage unserer Arbeit mit ihm werden.

Allen Personen ist gemein, dass sie sich menschenverachtend und diskriminierend äußern, das Erscheinungsbild aber nicht unserer Erwartungshaltung entspricht.

Grundsätzlich nehmen wir Situationen auf unterschiedlichen Ebenen wahr. Unterbewusst spielen sich während der Beratung in Sekundenbruchteilen innere Dialoge ab, die bewerten: „Sind mir diese Argumentationsweisen bekannt? Ja, daran kann ich anknüpfen.“ oder „Das kommt mir gerade seltsam vor. Das werde ich im

Zweifel ausblenden.“³ Das Auftreten dieser Personen ist so *laut und grell*, dass es das Gesagte überdeckt. Menschenverachtende, gewaltbefürwortende, rassistische und antisemitische Aussagen – mitunter sogar aggressiv vorgetragen – brauchen so etwas länger, um vom Unterbewusstsein entschlüsselt und aufgedeckt zu werden. Man hält plötzlich inne und denkt: „Irgendetwas passt da gerade nicht zusammen.“

Die „7-38-55-Regel“ von Albert Mehrabian beschäftigt sich mit der Wahrnehmung des Gegenübers im Gespräch und beschreibt die These, dass wir unsere Informationen zu 55 Prozent aus der Körpersprache, zu 38 Prozent aus der Stimme und nur zu 7 Prozent aus dem eigentlichen Inhalt beziehen (1981). Auch wenn die konkrete quantitative Verteilung der Aufmerksamkeit in dieser These einer kritischen Betrachtung nicht in Gänze standhalten kann, macht sie deutlich,

³ Siehe u. a. Theorie der kognitiven Dissonanz (confirmation bias).

dass die nonverbale Kommunikation oft erheblich mehr Informationen transportiert als das Gesagte selbst und somit diskriminierende, rassistische oder antisemitische Inhalte überlagern kann. Dieses Erkenntnis führt uns vor Augen, dass (gerade auch) Berater*innen in diesem Themenfeld verstärkt darauf achten müssen, eigene Vorurteile und „Schubladen“ in den Köpfen zu überwinden.

Im Reichsbürger*innen-Milieu finden wir häufig überzeichnete Charaktere: „Durchgeknallte“ und „Fantast*innen“ – denken wir an Könige in Fantasieuniformen, Druiden und selbsternannte Reichskanzler. Sie sind bunt, laut und schrill. In medialen und gesellschaftlichen Zusammenhängen werden diese Menschen verspottet und als „Spinner*innen“ abgetan. Ihr Auftreten passt nicht in die „rechtsextreme“ Schublade, sodass deren Einstellungen, Handlungsmuster und Ziele nicht als in Teilen rechtsextrem und verfassungsfeindlich erkannt werden. Das führte in der Vergangenheit dazu, dass das verschwörungsideologische und gewaltbefürwortende Potenzial des Reichsbürger*innen-Milieus lange Zeit unterschätzt und verharmlost wurde.

Für die praktische Arbeit bedeutet das, dass wir uns stets selbst reflektieren sowie in Supervisionen und internen Fortbildungen verstärkt darauf achten müssen, sensibel für die eigenen Vorurteile und Stereotype zu bleiben.

2. Die Unsicherheiten der Praxis und die Notwendigkeit, flexibel zu bleiben

„Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis ist in der Praxis größer als in der Theorie.“ Ernst Ferstl

Nicht selten sind wir die ersten Personen, die unseren Klient*innen tatsächlich zuhören, sie ernst nehmen und auf sie eingehen. Das ist für viele eine neue Erfahrung. Damit eine wertschätzende, demütigungsfreie und auf Reflexion angelegte Kommunikation möglich ist, legen wir in unserer Beziehungsarbeit Wert auf Verhaltens- statt Personenkritik. Statt zu belehren, verhelfen wir zu eigenen Erkenntnissen. Ziel ist es, eine stabile Beziehungsebene zu schaffen, von der aus wir eigene Impulse setzen können.

Der Beginn gestaltet sich oft mühselig: Es liegt auf der Hand, dass das Bedürfnis unserer Klient*innen, von sich zu erzählen, sehr groß ist – sobald sie feststellen, dass wir interessiert sind und zuhören. Für die Arbeit mit unseren Klient*innen ist es wichtig, dass die akuten Problemlagen zuerst behandelt werden – aktuelle Sorgen, Unzufriedenheit, Stress und Aggressionen müssen ein Ventil finden. Die Herausforderung dabei ist, einen Monolog in einen Dialog zu überführen, der es uns ermöglicht, eigene Schwerpunkte zu setzen und die kritischen Themen anzusprechen. Das bedeutet, dass wir daran arbeiten, einen über Jahre angestauten Gesprächsbedarf zu kanalisieren, diesen zu lenken und uns immer wieder als Dialogpartner zu etablieren.

Gerade im Milieu der Verschwörungsideolog*innen ist zudem der Missionierungsdrang extrem stark – was nachvollziehbar ist. Diese Menschen haben das Gefühl, sie seien etwas ganz Großem auf der Spur, einer Weltverschwörung, einer ultra-geheimen Verschlussache, die das Leben von Milliarden Menschen beeinflusst und die sich (bisher nur) ihnen offenbart hat. Je nach Ideologie sehen sie viele Menschen in Gefahr, die sie warnen und aufrütteln möchten: „Die Schlafschafe sollen endlich aufwachen.“

Unsere Herausforderungen dabei sind: Ab wann und wie oft unterbrechen wir? Was kann und dürfen wir nicht unkommentiert stehen lassen? Was ist der rote Faden, den wir verfolgen wollen? Inwiefern sind Verschwörungsideolog*innen überhaupt zugänglich für rationale Argumentationen? Oft genug wollen Menschen aus diesem Milieu schlicht ihre Gedankenwelt entfalten und ziehen Befriedigung aus der Länge der Kommunikation und weniger aus deren Gelingen (vgl. z.B. Keil, 2017). Sie wollen das Gespräch dominieren und dabei missionieren. Jan-Gerrit Keil nennt es in seinem Vortrag die „Dialogfalle: Wird die Tür auch nur einen kleinen Spalt geöffnet, fließt der Fluss der Worte hinein.“

Man muss stets reflektieren, in welcher Situation man auf eine*n Verschwörungsideolog*in trifft, um abzuwägen, wie man sich angemessen verhält. Im privaten Bereich gelten selbstverständlich andere Empfehlungen als

im professionellen Bereich, wie bspw. Behörden, Schulen, Gerichten oder eben bei Sozialarbeiter*innen. Für uns gilt: Wir sind Fachkräfte, das ist unser Job, das ist unsere Aufgabe. Wir bleiben höflich, abwartend, wir hören zu. So sitzen wir bei den ersten Begegnungen mit Personen aus diesem Milieu nicht selten in stark monologisierten „Gesprächen“, in denen wir durchaus interessiert, aber zumeist irritiert bis ungläubig den Redeflächen lauschen. Im Laufe der Gespräche greifen wir aktiv ein, unterbrechen konsequenter, schränken das „Themenhopping“ von einer Verschwörungsideologie zu immer noch unglaublicheren Fantasien ein und verabreden klare Vorgehensweisen für den Beginn und das Ende des Gesprächs.

Trotz unserer professionellen Herangehensweise, aller Vorbereitung und Expertise in den theoretischen Grundlagen der Klient*innenarbeit, ist die praktische Umsetzung und Vielfältigkeit der Realität doch immer wieder überraschend. Insbesondere in der Gesprächsphase der Vertrauensbildung, also am Anfang unserer Arbeit, erfordern die Monologe und „irren“ Geschichten einige Kraftanstrengungen, die viel innere Stärke voraussetzen. In solchen Fällen unterstützen wir uns in unseren Teamsitzungen und kollegialen Fallberatungen gegenseitig dabei, nachsichtig mit uns selbst zu sein und auch uns als Menschen mit Emotionen und eigenem Charakter anzuerkennen. Selbst bei jahrelanger Erfahrung bleibt die praktische Arbeit unvorhersehbar und herausfordernd. Aus dieser Perspektive sind die Realitäten der Praxis deutlich umfassender als es die Theorie im Vorfeld abbilden kann.

Jede gute – also als hilfreich erlebte – Theorie kann immer nur ein Abbild der (konstruierten) Wirklichkeit darstellen. Die Theorie kann eine Landkarte vorgeben, aber nie das Land selbst, sie kann Wegweiser, aber nicht der Weg sein. Die Theorie kann Zielgruppen und Praktiker*innen charakterisieren, sie beschreiben und daraus Handlungsempfehlungen ableiten, aber nicht auf jede Situation oder jede*n Klient*in vorbereiten. Wir Praktiker*innen nehmen deshalb die „Landkarten“ und „Wegweiser“, die zu uns passen und schneiden diese mit Fachkompetenz, Erfahrung, Innovation

und Fingerspitzengefühl auf die individuellen Klient*innen und deren Umstände und Bedürfnisse zu – in dem Wissen, dass das mehr Arbeit und Flexibilität fordert, als theoretisch angedacht.

3. Der Versuch, Reichsbürger*innen im Justizvollzug zu erreichen

*„Wenn man es nur versucht, so geht's, das heißt mitunter, doch nicht stets.“
Wilhelm Busch*

Um Erfahrungen in der Beratung mit sogenannten Reichsbürger*innen machen zu können, muss man zunächst die nicht

zu unterschätzende Hürde überwinden, diese Menschen mit dem Angebot auch zu erreichen. Ein hoher Beratungsbedarf wird dabei meist eher vom sozialen Umfeld der betroffenen Personen gesehen als von diesen selbst. Entsprechend vehement wehren sie alle Versuche ab, ihre Ideologie zu hinterfragen und kritisch zu beleuchten.

Da die Ablehnung der Bundesrepublik Deutschland mit ihren Gesetzen und Verordnungen Fundament der Reichsbürger*innen-Ideologie ist, geraten deren Anhänger*innen oft in Konflikte mit dem Gesetz. In manchen Fällen ist es

sogar so, dass die fehlende Bereitschaft oder Fähigkeit, Abgaben an den Staat (Gebühren oder Steuern) zu zahlen, den Einstieg in die Szene zusätzlich attraktiv macht. So gelangen immer wieder Anhänger*innen als sogenannte „Kurzstraffer“ mit einer Ersatzfreiheitsstrafe in die Justizvollzugsanstalten, da sie sich weigern, in einem System, das sie nicht anerkennen, Steuern, Gebühren oder Bußgelder zu zahlen.

Im Rahmen unserer Arbeit haben wir daher zusammen mit dem Leiter einer Justizvollzugsanstalt überlegt, welches Angebot wir diesen Menschen in Haft machen können. Die Herausforderung ist dabei, an Personen heranzutreten, die sich in Haft plötzlich innerhalb eines geschlossenen Systems wiederfinden, das sie von Grund auf ablehnen und in dem sie sich – ihrer Meinung nach – völlig zu Unrecht befinden. Für die Mitarbeiter*innen in den JVAen stellen sie eine große Herausforderung dar, da sie systemverweigernde Verhaltensweisen an den Tag legen: Sie klagen an, fordern und verweigern jegliche Kooperationsbereitschaft. Das Maß der Abwehrhaltung geht deutlich über das anderer Inhaftierter hinaus, die einen anderen oder keinen ideologischen Hintergrund haben. Diese Menschen reden mit „Vertreter*innen des Systems“ ausschließlich aus missionarischem Eifer. Die Justizvollzugsbeamt*innen sind oftmals die einzigen Adressat*innen für den unstillbaren Redefluss und dementsprechend überfordert. Auf der einen Seite erleben sie absolute Verweigerung, wenn es um Abläufe und Tagesroutinen in der JVA geht, auf der anderen Seite sehen sie sich einem aggressiven Missionierungsdrang und Rekrutierungsbemühungen ausgesetzt.

Wie kommen wir Sozialpädagog*innen also mit diesen Menschen ins Gespräch? In den „regulären“ Fällen, in denen wir mit Rechtsextremist*innen arbeiten, sprechen die Beamt*innen häufig die Inhaftierten an und stellen unsere Angebote (Einzelmaßnahmen oder Gruppentrainings) vor oder schreiben diese in den Vollzugsmaßnahmenplan. Im Fall von Reichsbürger*innen sind diese Herangehensweisen keine Option. Jedes „normale“ Gesprächsangebot wird grundsätzlich abgelehnt und für einen ausgefeilten Vollzugsmaßnahmenplan (Gruppen- oder

Einzelgespräche) sind die Zeiträume in Haft für die „Kurzstraffer“ schlicht zu klein. Also versuchen wir einen anderen Weg: Wir entwerfen einen Flyer mit dem Ziel, das Interesse der inhaftierten Person an einem Gespräch mit uns zu wecken. In der Vorbereitung zeigen wir diesen Flyer einem Klienten aus der verschwörungsideologischen Szene, mit dem wir bereits seit längerem arbeiteten. Die Einschätzung, der Flyer hätte das Potenzial, die betreffenden Personen anzusprechen, ermutigt uns. Um nicht als „Teil des Systems“ wahrgenommen zu werden, lassen wir den Flyer von Justizvollzugsbeamt*innen stillschweigend in die Zelle legen. Die Beamt*innen sollen explizit nicht für dieses Angebot werben. Wir erhalten dennoch keine Gesprächsanfrage und analysieren die Ursachen hierfür:

- Für Reichsbürger*innen ist alles, was in einer JVA geschieht, automatisch „Teil des Systems“ und damit grundsätzlich abzulehnen.
- Gerade in Haft verspüren Reichsbürger*innen noch stärker das Bedürfnis danach, alles vehement abzulehnen, was ihre Überzeugungen in Zweifel ziehen könnte, weil die Opferstilisierung in diesen Phasen die eigene Identität stabilisieren kann. Das ist für manche*n in einer Krisenzeit, z. B. in Haft, unerlässlich.
- Es ist anzunehmen, dass sich bei sogenannten „Kurzstrafern“ der Leidensdruck nicht stark genug entwickelt. Den „Schock“ der Inhaftierung haben sie schnell überwunden, da der Tag der Entlassung in greifbarer Nähe ist. Es stellt ich kein „langweiliger“ Justizalltag ein, der unser Gesprächsangebot – als Unterbrechung der Tristesse – attraktiv macht. Bei Menschen mit langjährigen Haftstrafen ist das oft ein Grund, unser Angebot anzunehmen.
- Es ist nicht immer gewährleistet, dass das Interesse der Inhaftierten, z. B. an unseren Angeboten teilzunehmen, von den Justizvollzugsbeamt*innen ordnungsgemäß weitergeleitet wird – ein Grund mehr, weiterhin an der Sensibilisierung und Weiterbildung der JVA-Bediensteten zu arbeiten.

Der Bedarf in und außerhalb von Justizvollzugsanstalten wächst, spezielle Anspracheformen für immer diversere Zielgruppen zu entwickeln. Das ist unser Fachgebiet: Wir haben in den letzten Jahren immer wieder erfolgreich bewiesen, dass es möglich ist, mit Menschen in Kontakt zu kommen, die sich anti-demokratischen Strukturen angeschlossen haben. Wir passen unsere Programme, unsere Ziele und Maßnahmen stets der aktuellen Situation an und richten unsere Angebote flexibel nach den sich wandelnden extremistischen Strömungen aus. Es bleibt grundsätzlich eine ebenso wichtige wie herausfordernde Arbeit, sich radikalierenden Menschen, die (noch) keine intrinsische Distanzierungsmotivation haben, ein niedrigschwelliges Gesprächs-Angebot zu machen. Das hier aufgeführte Beispiel der Ansprache von „Reichsbürger*innen“ führt uns die Herausforderungen dabei detailliert vor Augen, offenbart aber auch Lösungsansätze und Stellschrauben mit denen wir arbeiten können. Da wir in unserer Arbeit regelmäßig erfahren, dass es trotz aller Schwierigkeiten möglich ist und immer wieder gelingt, mit unserer Klientel ins Gespräch zu kommen, stellen wir uns gerne dieser Herausforderung.

LITERATUR

- Der Tagesspiegel: Reichsbürger erhält lebenslange Haft, 23.10.2017. URL: <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/panorama/urteil-in-nuernberg-reichsbuerger-erhaelt-lebenslange-haft/20489386.html>, zuletzt aufgerufen am 29.01.2021.
- Hüllen, Michael; Homburg, Heiko (2017). „Reichsbürger“ zwischen zielgerichtetem Rechtsextremismus, Gewalt und Staatsverdrossenheit. In: Wilking, Dirk (Hrsg.) „Reichsbürger“. Ein Handbuch. Potsdam 2017, S. 15-53.
- Keil, Jan-Gerrit (2017). Zwischen Wahn und Rollenspiel - das Phänomen der „Reichsbürger“ aus psychologischer Sicht. In: Wilking, Dirk (Hrsg.) „Reichsbürger“. Ein Handbuch. Potsdam 2017, S. 54-114.
- Krüger, Yasemin Désirée (2017). „Reichsbürger“ als eigenständiges soziales Protestphänomen, S.11-20. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 30. JG. 2.
- Mehrabian, Albert (1981). Silent Messages. Implicit Communication of Emotions and Attitudes. 2. Auflage. Belmont, California: Wadsworth Publishing Co.
- Rathje, Jan (2014). „Wir sind wieder da“. Die „Reichsbürger“: Überzeugungen, Gefahren und Handlungsstrategien. Amadeu Antonio Stiftung. Berlin.
- Schmidt, Gunther (2003). Die Integration von hypnotherapeutischen Ansätzen in systemische Konzepte. Seminar, Heidelberg, 2002/2003. Auditorium Netzwerk- Verlag.
- Stöss, Richard (2010). Rechtsextremismus im Wandel. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Unger, Johannes; Kasper, Thilo (2020). Baseballschlägerjahre, 02.12.2020. RBB. URL: <https://www.rbb-online.de/doku/b/baseballschlaegerjahre.html>.

AUTOREN

Peter Anhalt ist Diplomtheologe und Supervisor (DGSv) und leitet den Fachbereich Rechtsextremismus bei Violence Prevention Network.

Christopher Kieck ist Dipl. Gesundheitswissenschaftler, systemischer Therapeut (GST) und Anti-Gewalt- und Kompetenztrainer®. Er arbeitet als pädagogischer Mitarbeiter im Fachbereich Rechtsextremismus bei Violence Prevention Network.



Foto: pixabay.com/fda54

„WIR WOLLTEN GEGEN DIE UNTERDRÜCKUNG DER MUSLIME KÄMPFEN.“

REFLEKTIERENDE DIALOGE IN DER DERADIKALISIERUNGSARBEIT

VON THOMAS MÜCKE

Der Notruf einer alleinerziehenden Mutter erreicht die Beratungsstelle für Extremismusprävention und Deradikalisierung. Die Mutter hegt den Verdacht, dass ihr 16-jähriger Sohn, Dimas, in ein Kampfgebiet ausreisen wolle, um sich einer terroristischen Organisation anzuschließen. Im Gespräch wirkt Dimas' Mutter völlig niedergeschlagen und kraftlos, sie ist den Tränen nahe.

„Ich habe alles versucht, aber ich kann ihn nicht mehr von seinen Ideen abbringen“, sagt sie aufgebracht.

„Sie haben Angst um Ihren Sohn“, sage ich.

„Ja. Jeden Morgen, wenn ich in sein Zimmer gehe, frage ich mich, ob er noch in seinem Bett liegt oder schon weg ist, also in Richtung Syrien.“

„Können Sie mir von einer Situation erzählen, als Ihre Gespräche in einer Sackgasse endeten?“, will ich von ihr wissen.

„Letzte Woche stand mein Sohn vor mir und flehte mich an, dass ich konvertieren müsste.“

„Hat er gesagt, warum?“

„Ich käme sonst in die Hölle. Er weinte.“

„Was haben Sie geantwortet?“

„Ich war entsetzt. Ich habe gesagt, das sind doch Menschen, die vergewaltigen und morden. Im Fernsehen kam gerade die Nachricht, dass sie einem Journalisten den Kopf abgeschlagen hätten. Wie kannst du solchen Leuten nachlaufen, fragte ich ihn.“

„Wie hat Ihr Sohn reagiert?“

„Er hat nichts mehr gesagt und ist in sein Zimmer gegangen.“

„Warum hat Ihr Sohn im Gespräch geweint?“

„Das weiß ich nicht.“

„Hat er Angst um Sie? Dass Ihnen etwas passieren könnte?“

„Ich habe Angst um meinen Sohn, er ist mein Kind. Er ist mir das Wichtigste. Ich liebe ihn doch.“

„Haben Sie ihm das gesagt, bevor er in sein Zimmer ging?“

„Nein. Er weiß doch, dass ich seine Mutter bin.“

„Hat er deshalb geweint?“

„Wir haben uns früher gut verstanden, haben viel gemeinsam gelacht und hatten Vertrauen zueinander. Wir haben uns viel bedeutet.“

„Damals wie heute, denn ansonsten würden Sie und Ihr Sohn nicht weinen.“

Solche Gespräche zeigen den immensen Unterstützungsbedarf betroffener Familien. Dabei wird versucht, die Betroffenen zu stärken, damit sie weiterhin im Kontakt mit ihren Kindern bleiben können. Jede

Form von Sprachlosigkeit stärkt den Extremismus. Extremismus kann nur wirken, wenn die betroffenen Personen von ihrer gewohnten sozialen Umgebung entfremdet werden.

Wie geraten Jugendliche in eine solche Situation? Es gibt nicht den einen Weg in den Extremismus, denn Radikalisierungsverläufe sind zum Teil sehr unterschiedlich und jeder Fall ist einzigartig. Dennoch kann man einige typische Ursachen für eine Radikalisierung bei jungen Menschen feststellen.

Jugendliche können in Krisensituationen durch die Anhäufung individueller Probleme oder einfach nur auf der Suche nach Orientierung, nach ihrer Identität, anfällig sein gegenüber Einflüssen extremistischer Szenen. Zumeist geraten Menschen mit geringem Selbstbewusstsein und wenig Anerkennung in die Radikalisierungsspirale, oft sind sie auch nur in einer temporären Krise. Diese Menschen lernen im extremistischen Milieu schnell, durch Gewalt zu kommunizieren und sich mit Gruppen zu identifizieren, die andere diskriminieren und ausgrenzen. Sie sind – ob männlich oder weiblich, mit oder ohne Migrationsgeschichte – fasziniert von extremistischen Narrativen. Ohne nachzudenken, unterwerfen sie sich rigiden Normen und lehnen Demokratie und eigenständiges Denken ab. In der Folge rutschen sie weiter ab in Richtung Hass-

kriminallität, Extremismus und schlimmstenfalls in den Terrorismus.

Es ist wichtig, die Attraktivitätsmomente der extremistischen Szene zu kennen, um nachhaltige Prozesse der Deradikalisierung und sozialen Integration umsetzen zu können. Denn letztlich arbeitet jede extremistische Szene mit nicht befriedigten emotionalen Bedürfnissen junger Menschen. Dies ist das Mittel, um neue Anhängerinnen und Anhänger zu locken und für ihre Zwecke zu instrumentalisieren.

Religiös begründeter Extremismus basiert - wie der Rechtsextremismus - im Kern auf einer Ideologie der Ungleichwertigkeit und verfolgt eine politische Herrschaftsübernahme. Das Ziel ist dabei die Abschaffung von Demokratie und Menschenrechten sowie das Schaffen einer homogenen Gemeinschaft, in der Andersdenkende keine Existenzberechtigung haben. Religiöse Bezüge und Sprache werden zum Mittel der Durchsetzung von politischer Macht missbraucht.

Auch Extremist*innen setzen auf Dialog, aber nicht ausgehend von einem wirklichen Interesse für die Person und deren

Lebenssituation, sondern um Andere in ihrem Sinn zu beeinflussen und für ihre Zwecke zu missbrauchen. Für junge Menschen in unsicheren Lebensphasen sind extremistische Gruppen attraktiv, weil sie ihnen Anerkennung, Halt und Orientierung geben können. Sie können verführerisch wirken, weil sie positiv wirkende Angebote machen. Sie bieten unter anderem:

- Identität, Geborgenheit und Gemeinschaft (auch spirituelle Heimat), oft unabhängig von nationalen und ethnischen Kategorien
- Wissen mit einem exklusiven Wahrheitsanspruch (es gibt eine einzige und höhere Wahrheit), das zu einem überhöhten Selbstwertgefühl führen soll und die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ermöglicht
- Eindeutige Werteszuschreibungen mit der klaren Unterscheidung zwischen „Gläubigen“ und „Ungläubigen“, „Gut“ und „Böse“ (eine dichotome Weltansicht, mit der Ungleichheitsideologien vermittelt werden - im rechtsextremistischen Kontext können das Gegensätze sein wie „jüdisch“ und „nicht-jüdisch“ oder „überlegen“ und „minderwertig“)

- Klare Orientierungen durch charismatische Autoritäten mit Gehorsamsanspruch: „Du musst nicht nachdenken, du musst nur folgen.“
- Gerechtigkeitsutopien, die an die ideologisierte Vorstellung von weltweiter Verfolgung von Muslim*innen anknüpfen (kollektive Opferidentität) oder sich im Rechtsextremismus durch ein Narrativ wie „Frieden gibt es nur in einer gesunden Volksgemeinschaft ohne Überfremdung“ wiederfinden. Jeder muss die eigene Gruppe solidarisch unterstützen, da nur durch bedingungsloses Handeln das Leiden der „Brüder und Schwestern“ beendet werden kann.
- Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und Abgrenzung von der Erwachsenenwelt sowie der Gesellschaft
- Die Möglichkeit, aufgestauten Hass durch Gewalthandlungen zu kompensieren und sie zugleich ideologisch zu legitimieren

Radikalisierungsprozesse verlaufen in diesen Szenen hoch manipulativ. „Als Moslem ist diese Demokratie nicht dein Staat.“ „Die Demokratie zerstört unsere Volksgemeinschaft.“ Solche Aussagen werden ständig wiederholt. Die jungen



Foto: Violence Prevention Network/fotoploetz

Menschen werden aus ihrem familiären System herausgelöst: „Deine Eltern sind Kuffar (Ungläubige), wenn sie sich unserer Idee nicht anschließen.“ Und sie müssen sich von ihrem bisher vertrauten Alltagsleben und ihrem Freundeskreis trennen. Übrig bleibt nur noch die eigene Szene, in der Hinterfragen und Zweifeln nicht mehr zugelassen sind. Es wird nur noch loyale Gefolgschaft erwartet. Dies kann fatale Auswirkungen haben, da die jungen Menschen an diesem Punkt bereit sind, praktisch alles zu tun, was man ihnen sagt. Gefragt, warum die Jugendlichen nach Syrien ausgereist sind, stilisieren sie meist sich und die gesamte Glaubensgemeinschaft, wie sie es von ihren ideologischen Anführer*innen gelernt haben, als Opfer:

„Es wurde ernst für uns. Wir wollten gegen die Unterdrückung der Muslime kämpfen.“
 „Das war der Grund, warum du nach Syrien gegangen bist?“
 „Ich habe dort gelernt, wie man Sprengstoff einsetzt, wie man mit Waffen umgeht. Man gab mir eine eigene Kalaschnikow. Meine Brüder, die zusammen mit mir aus Deutschland gekommen waren, freuten sich auf die kommenden Schlachten.“
 „Ihr wolltet für eure muslimischen Brüder kämpfen?“
 „Sie sprachen immer wieder davon, wie schön es sei, endlich den ersten Ungläubigen mit einem stumpfen Messer zu schlachten, ihm den Kopf abzuschlagen.“
 „Dir ging es nicht gut dabei?“
 „In meinem Träumen hat es mich verfolgt. Ich war nicht darauf vorbereitet gewesen. Wir kamen durch verwüstete Ortschaften. Unter den Trümmern sah ich tote Menschen. Ich musste mich immer wieder übergeben.“

Es besteht in Deutschland ein hoher Bedarf an Deradikalisierungs-, Distanzierungs- und Re-Integrationsmaßnahmen. Dabei setzt Violence Prevention Network früher als andere Ausstiegsprogramme an. Das Deradikalisierungs-Programm von Violence Prevention Network richtet sich auch an Personen, die ihre ideologische Orientierung noch nicht in Frage gestellt bzw. bei denen sich die ideologischen Einstellungen noch nicht zu einem umfassenden Weltbild verfestigt haben.

Violence Prevention Network verfolgt dabei eine Kombination aus Deradikalisierung und Distanzierung, d. h., dass der Abschied von extremistischen Einstellungen und (Gewalt-)Handlungen bewirkt werden soll.

Geleitet wird das Programm vom Ansatz der Verantwortungspädagogik®: Akzeptanz und Verzicht auf Demütigung – so lauten zwei der Grundpfeiler des pädagogischen Konzepts. Das Ziel der Verantwortungspädagogik® ist es, Deradikalisierung durch Verstehen und Erklären zu ermöglichen. Dialog wird damit zu einem zentralen Instrument dieses Ansatzes. Die Wirksamkeit und der Erfolg des Programms basieren im Wesentlichen auf der Kombination folgender Elemente:

1. Einzel- oder Gruppensitzungen mit jeweils zwei Berater*innen
2. Biographisches Aufarbeiten und Einbeziehen von Angehörigen
3. Hinterfragendes Antigewaltkonzept, politisch-historische Bildungsarbeit und Dekonstruktion ideologischer Argumentationsketten

Für die Pädagogik und Sozialarbeit stellen sich dabei folgende Herausforderungen:

- Wie können junge Menschen erreicht werden, die sich von der extremistischen Szene angesprochen fühlen und dort eingebunden sind?
- Wie können sich junge Menschen aus der extremistischen Szene und deren Ideologien wieder lösen und ein selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Leben führen?
- Welche Rolle spielen hierbei die Dialoge der Berater*innen mit den jungen Menschen?
- Wie entscheidend ist die Haltung der Berater und Beraterinnen in diesem Prozess?

Bewusst geführte und strukturierte Gespräche sind in der Distanzierungsarbeit Angebote an Menschen, über sich selbst reflektiert nachzudenken. Ihr Ziel ist es, das im Radikalisierungsprozess verloren gegangene Denken wieder zu aktivieren und die Selbsterkenntnis zu fördern. Sie sind nicht nur Standardwerkzeug in der praktischen Arbeit, sondern spiegeln auch die Haltung der Beraterinnen und

Berater in den Beratungsstellen wider, Konflikte jeder Art durch Gespräche, gegenseitigen Respekt und Einfühlungsvermögen klären zu wollen. Der dialogische Ansatz hat einen aufsuchenden Charakter und ermöglicht die Kontaktaufnahme zu einer Klientel, die einem anfangs misstrauisch gegenübersteht und bisher nicht bereit war, Veränderungen in ihrem Leben in Betracht zu ziehen. Um anfängliches Misstrauen zu überwinden, ist eine authentische Persönlichkeit der Berater*innen von zentraler Bedeutung. In der extremistischen Szene gibt es eine hochgradige Gehorsamsorientierung, verbunden mit einer Angstideologie, d. h. abweichendes Denken und Verhalten werden sanktioniert. In den Gesprächen ist es zentral, dass die jungen Menschen wieder eigenständiges Denken entwickeln, andere Sichtweisen angstfrei annehmen und eigenverantwortliche Entscheidungen treffen können. Deradikalisierung kann nur dann nachhaltig gelingen, wenn sich die zu beratende Person in einer Atmosphäre des respektvollen Umgangs, sowohl mit sich selbst als auch mit ihren religiösen Vorstellungen, wiederfindet.

Ein Dialog, der sich nicht auf ein bloßes Gegennarrativ reduziert, ermöglicht den Jugendlichen neue, eigene Erkenntnisprozesse. Fragestellungen irritieren, Rechtfertigungsmuster oder geschlossene Wahrheiten lösen sich auf, neue und erweiterte Sichtweisen öffnen sich. Allmählich kann sich eine bisher nicht vorhandene Empathie zu Menschen, denen man bisher ablehnend gegenüberstand, entwickeln. Die Berater*innen nehmen die Themen und Fragestellungen ernst und gehen hierzu in eine offene Auseinandersetzung, die selbst komplexe Themen beinhaltet. Die ideologisierten Narrative aufzugreifen, ist für die Nachhaltigkeit von Distanzierungsprozessen notwendig, denn das Verlassen der Szene bedeutet noch nicht automatisch die Aufgabe ideologischer Denkmuster.

„Ich habe den Treue-Eid gebrochen, ich habe dem IS den Rücken gekehrt. Damit habe ich doch eine Sünde begangen und werde dafür sicherlich bestraft?“, fragte Murat schon beim ersten Treffen. „Wie kommst du darauf?“, fragte der Berater zurück.

„Der Koran sagt, Lügen sei Sünde – ich habe doch gelogen, indem ich dem IS die Treue schwöre und diesen Schwur dann nicht einhalte. Das ist fast so, als würde ich mein Glaubensbekenntnis widerrufen.“

„Der Treue-Eid des IS lässt sich im theologischen Kontext nicht begründen – denn der IS hat gegen alle religiösen Grundsätze verstoßen.“

„Das ist doch gar nicht wahr.“

„Hast du Interesse, dass wir intensiver darüber reden? Wir bringen dann auch einige Schriften und Texte mit.“

Einer der Klienten in der Beratungsstelle hieß Murat. Er war desillusioniert aus Syrien zurückgekehrt und nach einigem Zögern bereit, mit den Beratern in Kontakt zu treten. Murat besaß nach seinem Gerichtsprozess noch immer ein sehr geschlossenes Weltbild. Aber er hatte dennoch großes Interesse daran, über all diese Fragen zu sprechen, vor allem, nachdem er erfahren hatte, dass beide Berater auch Islamwissenschaftler sind. Er hatte große Sorgen, dass seine Tat dazu führen könnte, dass er in die Hölle kommt. In den Lagern des sogenannten Islamischen Staates wird den Jugendlichen genau das immer wieder gepredigt: „Vielleicht schafft ihr es ja, abzuhaufen, ohne dass ihr erwischt und als Verräter der gerechten Strafe zugeführt werdet – aber im Jenseits wird eure Tat Konsequenzen haben.“ Murat hatte eine sehr große Angst davor, dass ihn diese Strafe ereilen würde.

Deshalb war ihm das Thema sehr wichtig. Gleich beim ersten Treffen legten die Mitarbeiter ihre Sicht auf den Treue-Eid dar: Tatsächlich gehört es im Islam zu den größten Sünden, einen Eid zu brechen, eine falsche Zeug*innenaussage zu machen oder zu lügen. Aber es gibt Ausnahmen: Es wird theologisch als legitim erachtet, zu lügen oder einen Eid zu brechen, wenn zum Beispiel jemand unterdrückt oder ihm ein Unrecht angetan wird.

„Du hast dich doch eindeutig in einer lebensgefährlichen Situation befunden, Murat. Und du hast mit deiner Schwester gestritten und dich durch die Abkehr vom IS wieder mit ihr versöhnt.“

„Aber im Koran steht, der Prophet habe gesagt, wer sich auch nur eine Hand breit

von der Herrschaft des Emirs entfernt, der stirbt den Tod eines Ungläubigen – ich komme also trotzdem in die Hölle.“

„Dann müssen wir erst einmal darüber sprechen, ob Al-Baghdadi, dem du die Treue geschworen hast, sich überhaupt als Emir bezeichnen darf.“

Die Berater haben mit Murat im Detail besprochen, warum der „Islamische Staat“ sich religiös nicht begründen lässt. Wenn man außerdem den Eid leiste, ohne ihn im Herzen zu bestätigen, erklärten ihm die Mitarbeiter, dann besitze er keine Gültigkeit. Man kann das mit dem Glaubensbekenntnis vergleichen: Wenn man es nicht aus innerer Überzeugung heraus aufsagt, dann gilt es im Verständnis des Islam nicht. Murat hat seinen Eid lediglich nachgesprochen – und wie er jetzt sagte, nicht freiwillig. Wenn dem so ist, dann hat der Schwur im theologischen Kontext keine Gültigkeit. Und auch wenn er ihn freiwillig und aus Überzeugung ausgesprochen hat, kann er ihn aus religiöser Sicht jederzeit widerrufen.

Murat: „Ich bin sehr erleichtert, das alles zu hören, wirklich. Ich habe jetzt keine Angst mehr.“

Berater*innen müssen für diese Fragestellungen offen sein, sie müssen einerseits Wissen über die Themen und andererseits Empathie für die Lebenswelten der jungen Menschen haben. Sie brauchen darüber hinaus gute Kenntnisse über die Dynamiken in der extremistischen Szene. Ist im Beratungskontext ein*e Aussteiger*in aus der Szene involviert, kann das Erzählen über den Ausstieg betroffene junge Menschen für neue Lebenswege motivieren.

Eigenständiges Denken ist vorrangiges Ziel jeglicher Dialogarbeit. Dialoge ermöglichen den Blick nach innen. Oftmals zeigen sich erste Verhaltensauffälligkeiten bereits im Kindesalter, oft gibt es vor der Radikalisierung einen persönlichen Schmerz in der Geschichte der Betroffenen. Biografische Erfahrungen haben einen maßgeblichen Einfluss auf die – bewussten wie unbewussten – Entscheidungsprozesse von Menschen. Extremistische Affinitäten und Gewaltanwendungen sind immer auch Ausdruck unverarbeiteter lebensgeschichtlicher Ereignisse. Der Verlust eines engen Familienmitglieds kann zum Beispiel der

Grund für die Zuflucht in eine neue Gemeinschaft sein. Solche biografischen Brüche werden von extremistischen Rekrutierer*innen schnell erkannt, um schutzbedürftige Menschen emotional an sich zu binden.

Die genaue Aufarbeitung der persönlichen Biografie zielt nicht nur auf die Stärkung persönlicher Verantwortungsübernahme, auf die Förderung von Eigenständigkeit, sondern besonders auf die Fähigkeit, Vergangenheitserfahrungen mit Gegenwärtigem und Zukünftigem (biografische Verknüpfungsfähigkeit) verbinden zu können. Biografische Arbeit zielt darauf ab, das Wissen über sich selbst zu vertiefen, sich selbst zum Thema zu machen, Emotionen zulassen zu können und dadurch Empathie zu sich selbst und zu anderen zu fördern. Erst dann können Verantwortungsübernahme und eigene Handlungssteuerung erreicht werden.

Gespräche über die eigene Biografie führen dazu, verborgene Ressourcen (bspw. Kenntnisse, Kompetenzen, aber auch Wissen und Emotionen) zu identifizieren, die das Klientel zukünftig bewusst für eine eigenverantwortliche Lebensführung einsetzen kann. Ein Jugendlicher erzählt zum Beispiel, dass er als Kind die Gewaltausbrüche seines Vaters nicht verhindern konnte; er erzählt aber auch, wie er mit kreativen Mitteln seinen kleinen Bruder schützen konnte. Durch das Erkennen eigener Ressourcen werden Selbstwirksamkeit und eigene Konfliktfähigkeit gefördert. Dialoge im Beratungskontext ermutigen Betroffene, Konflikte und Herausforderungen in ihrem Alltag zu klären. Berater*innen unterstützen die jungen Menschen dabei – entweder begleitend, moderierend, vermittelnd oder parteilich.

Verantwortung für die eigene Tat übernehmen

Um Jugendliche aus extremistischen Zusammenhängen herauszulösen, werden sogenannte „Gewaltsitzungen“ als Teil der Deradikalisierungsarbeit durchgeführt. Die Jugendlichen werden aufgefordert, von ihren Gewalttaten zu erzählen. Sie entscheiden selbst, welche Geschichten aus ihrer Vergangenheit sie erzählen. Durch beharrliches Nachfragen

treten allmählich Widersprüche zutage, die neue Gedankengänge eröffnen. Die Berater*innen gehen nicht mit vorgefassten Meinungen und Urteilen in das Gespräch, sondern unterstützen die Jugendlichen dabei, sich ihrer selbst bewusst zu werden. Diese Sitzungen dauern drei Stunden. Insbesondere bei Tötungsdelikten und anderen schweren Gewalttaten kann das für die Teilnehmer*innen sehr belastend sein.

Hamid gilt als sogenannter Gefährder. Er erzählt, wie er einen Busfahrer zusammengeschlagen hat. In seiner Wahrnehmung hatte ihn der Busfahrer, so beginnt er, fast überfahren. Als der Bus dann an der Haltestelle hielt, ging Hamid zum Fahrer, seine Freunde folgten ihm. Der Busfahrer öffnete die Tür.

„Ich steige ein und beleidige ihn: ‚Wenn du mich überfahren hättest ...‘ Ich beschimpfe seine Mutter. Da sagt der Busfahrer: ‚Ihr Scheiß-Kanaken, geht dahin zurück, wo ihr herkommt‘. Wir schlagen ihn zusammen. Erst mit den Händen, dann ziehe ich mich an einer der Haltestangen hoch und schwinge mich mit den Füßen in sein Gesicht. Er verliert das Bewusstsein. Überall Blut. Da hauen wir ab, beschaffen uns was Neues zum Anziehen und gehen in die Berufsschule. Einige Stunden später kommt die Kripo.“

„Wie konnte der Busfahrer so nahe an dich rankommen, fuhr er auf den Bürgersteig?“

„Nein, ich stand auf der Straße.“

„Schon die ganze Zeit?“

„Wir hatten zum Spaß rumgetobt, und so kam ich auf die Straße.“

„Hast du den Bus kommen sehen?“

„Nein, das ging alles so schnell.“

„Wie schnell?“

„Na ja ... zwei, drei Sekunden vielleicht.“

„Hat er dich kommen sehen?“

„Weiß nicht.“

„Kann er - so wie du - überrascht gewesen sein, dass du plötzlich vor dem Bus warst?“

„Vielleicht, aber er hatte ja was gegen Ausländer, hat ja Kanake zu mir gesagt.“

„Später hat er das gesagt. Aber konnte er dich in diesem Moment, als du plötzlich - du sagtest ‚etwa zwei Sekunden‘ - vor seinem Bus standst, als Nichtdeutschen erkennen?“

„Weiß nicht, das ging alles sehr schnell,

aber er hatte was gegen Ausländer.“

„Warum hat er dann so scharf gebremst?“

Hamid schweigt.

„Was wäre passiert, wenn er nicht scharf gebremst hätte?“

„Ich hätte nicht mehr ausweichen können.“

„Dann wärest du verletzt worden?“

„Ja.“

„Was hast du gedacht und gefühlt, als du zum Busfahrer gingst?“

„Ich war wütend, mein ganzer Hass kam hoch.“

„Welcher Hass?“

„Auf alles, auf den Staat, die Ausländerbehörde, auf meinen Vater, alles.“

„Was wolltest du mit diesem ganzen Hass in dir tun, als du den Busfahrer sahst?“

„Ich wollte ihn nur noch schlagen.“

„Das hast du gedacht, bevor er dich beschimpfte?“

„Ja.“

„Was hättest du gemacht, wenn er nichts zu dir gesagt hätte?“

„Das Gleiche, ich hätte ihn geschlagen.“

„So oder so, du hättest ihn geschlagen, weil - wie du sagst - Hass in dir hochkam?“

„Er steckt einfach in mir ...“

„Und was hat dieser Busfahrer damit zu tun, der dich, wenn er nicht gebremst hätte, überrollt hätte?“

Hamid schweigt erneut.

„Was denkst du heute über den Busfahrer?“

„Hab' Mist gebaut.“

Zu Beginn der Sitzung war Hamid noch der Meinung, er sei im Recht gewesen und habe sich nur gewehrt. Er bestand darauf, dass der Busfahrer ihn absichtlich anfahren wollte, er fühlte sich diskriminiert. Erst nach den stundenlangen Gesprächen wurde ihm bewusst, dass er plötzlich auf der Straße gestanden hatte und der Busfahrer ausweichen musste. Auch der Busfahrer muss geschockt gewesen sein. Immerhin hätte er beinahe jemanden überfahren.

Hamids Gewalttat war eine Reaktion auf eine subjektiv gedeutete Diskriminierung. Die Situation, die zum Verhalten des Busfahrers führte, blendete er völlig aus. Durch die Rekonstruktion des Kontextes wurde das Verhalten des Busfahrers für ihn nachvollziehbar.

Auch sein Spruch über die „Kanaken“ – Hamid verstand nun, dass er diesen Spruch mit seiner vorangehenden Beleidigung provoziert hatte. Wer einen Anlass sucht, sich zu prügeln, der weiß, was er dafür zu tun hat.

Hamid fing an zu verstehen, dass er viele Situationen erlebt hat, die nach einem ähnlichen Muster abgelaufen sind und für die er ebenfalls nicht die Verantwortung übernommen hatte.

Tat und eigene Geschichte

Jörg, ein junger Mann, ist wegen verschiedener rassistischer Delikte, schwerer Körperverletzungen und bewaffneten Raubes verurteilt worden. Seine Tätowierungen spiegeln seine rechtsextreme Ideologie wider. Er erzählt von einer Gewalttat, die er als 14-jähriger Jugendlicher vor einem Lebensmittelgeschäft an einem Familienvater begangen hat. Die Ehefrau des Opfers und ihr 8-jähriger Sohn mussten zuschauen. Die Tat war eine Aufnahmeprüfung in eine rechtsextremistische Aktionsgruppe. Zwei Personen aus der Kameradschaft kontrollierten das Geschehen. Jörg hätte den Mann fast tödlich verletzt, als er dem auf dem Boden liegenden Opfer mit seinen Springerstiefeln auf den Kopf springen wollte. Vom Anführer der Kameradschaftsgruppe wurde er gerade noch gestoppt, er gehorchte.

„Es war berauschend, ich konnte über Leben und Tod entscheiden.“

„Konntest du nicht, du musstest gehorchen, andere haben entschieden.“

„Ich hätte es aber getan, der Mann war mir völlig egal und die Frau hätte ich auch zusammengeschlagen, alles N****.“

„Und das Kind?“

„Die Frage ist unfair, es gibt einfach zu viele von denen.“

„Hast du das Kind schreien gehört?“

„Wollte ich nicht.“

„Was meinst du, welche Gefühle hat der kleine Junge gehabt, als er gesehen hat, dass sein Vater um sein Leben ringt?“

„Ohnmacht ... Wut ... hilflos ... Verzweiflung ... unglaubliche Angst. Aber ich habe kein Mitleid mit denen, darauf wollt ihr doch hinaus!“

„Was meinst du, wie wird der Junge eines Tages mit diesen Gefühlen umgehen?“



Foto: pixabay.com/422737

„Eines Tages springt er jemandem auf den Kopf.“ - Schweigen.

Der junge Mann hatte über seine Straftat nie kritisch nachgedacht, er zeigte keinerlei Empathie für seine Opfer und versteckte sich hinter der gefühlkalten Verschalung seiner Ideologie. Das Schweigen unterbrach diese Gedankenblockade. Er spürte, dass seine Tat im Zusammenhang mit den Ohnmachts- und Verzweiflungserfahrungen seiner eigenen Kindheit stand. In seiner Familie gab es viel häusliche Gewalt, er fühlte sich stets abgelehnt. Es folgten kleinere Straftaten und Heimaufenthalte. Erst durch den Kontakt mit den Mitgliedern einer rechtsextremistischen Gruppierung entwickelte er seine spätere rassistische Einstellung. Die Ideologie und die damit zusammenhängenden Straftaten standen am Ende eines negativen Entwicklungsprozesses – nicht etwa an deren Anfang.

Die Fragestellungen im Gespräch mit den Berater*innen irritierten ihn. Durch eine empathische Gesprächsführung konnte er Selbsterkennungsprozesse zulassen. Indem er Gewalt und menschenverachtende Denkmuster als Bestandteil der eigenen Lebensgeschichte erkannte, konnte er seine eigenen Rechtsfertigungsmuster durchschauen. Die Offenlegung der Strukturen von ideologischer Gewalt und den Anlässen, die zu ihr führen, half ihm beim Hinterfragen seiner Haltung und bei der Distanzierung von seinen Einstellungen. Der junge Mann galt als hoffnungsloser Fall, unbelehrbar, nicht resozialisierbar; gefährlich für andere und für sich selbst. Doch durch eine fortlaufende dialogorientierte Gesprächsführung entwickelte er die Neugierde, selbstreflektierend auf seine Geschichte zu schauen. Seine Affinität zu Gewalt und Rassismus wurde geringer, letztlich verschwand sie.

Distanzierungsprozesse auslösen – je früher, desto besser

Die Radikalisierungsverläufe bei jungen Menschen sind unterschiedlich, die sozialen und emotionalen Hintergründe dafür sind vielfältig. Soziale Perspektivlosigkeit, Anerkennungsdefizite im sozialen Umfeld, innerfamiliäre Konflikte und Diskriminierungserfahrungen können ein Teil der Ursachen der Entfremdung von dieser Gesellschaft sein. Es sind aber auch junge Menschen betroffen, die nicht aus prekären Familienverhältnissen kommen. Sie sind ebenso den manipulativen Rekrutierungsstrategien der extremistischen Szene ausgesetzt, die es versteht, sich durch eine scheinbare Befriedigung emotionaler Bedürfnisse, wie Gemeinschaft, Zugehörigkeit, Geborgenheit und Halt, an junge Menschen „anzudocken“. Das Ergebnis ist stets: Entfremdung von der Familie, Entfremdung von den bisherigen sozialen Kontakten, Entfrem-

derung von der Gesellschaft, Abhängigkeit vom sozialen Milieu und somit die Bereitschaft zum bedingungslosen Folgen der Extremist*innen.

Es bedarf der pädagogischen Arbeit mit Menschen, die extremistische Tendenzen aufweisen und vorurteilsmotivierte Straftaten begehen. Deradikalisierung beschreibt den Prozess der Auflösung menschenverachtender Ideologien und der nachhaltigen Verhinderung von Handlungen, die gegen Menschen- und Grundrechte ge-

richtet sind. Damit ist nicht nur die pädagogische Ausstiegsarbeit gemeint, die eine bewusste Entscheidung des Ausstiegs aus der extremistischen Szene voraussetzt. Deradikalisierungsprozesse

beginnen bei gefährdeten Personen, die noch keine oder keine endgültige Entscheidung über die Distanzierung vom Extremismus getroffen haben oder sich noch in diesem Gedankengut bewegen. Daher bedeutet Deradikalisierungsarbeit immer auch, die betroffenen Menschen bewusst aufzusuchen, damit die Berate-

rinnen und Berater zunächst einmal die Motivation zur Veränderung, d.h. zum Ausstieg, bei den Betroffenen auslösen können.

Die Herstellung einer Vertrauensbasis zu den Betroffenen stellt eine überaus anspruchsvolle Aufgabe dar, da es gilt, gerade die jungen Menschen zu erreichen, die von der Gesellschaft und den staatlichen Organen hochgradig entfremdet sind. Dies ist der Grund, warum sie sich – von der extremistischen Szene dazu gedrängt – abschotten. Dies gelingt durch Pädagog*innen, die sich nicht gleich in Gegennarrativen mit der betroffenen Person verstricken, sondern zunächst eine interessierte Haltung zu den Betroffenen und ihrer Lebenssituation einnehmen. Dabei zeigt sich, dass diese Menschen noch erreichbar sind und sich aus der Szene lösen können, wie die Geschichte von Kevin belegt.

Es ist Frühsommer. Kevin sitzt in einem Café und erzählt, wie es ihm in seiner neuen Ausbildung geht. Er hat vor kurzem seinen Realschulabschluss geschafft und ist seither dem Leben gegenüber wieder positiv eingestellt. Es ist nur wenige Monate her, dass er im syrischen Kampfgebiet war und sich in einem Ausbildungslager des „IS“ aufhielt. Heute weiß er, dass sein Leben damals am seidenen Faden hing. Die Berater*innen haben sich sehr engagiert, damit Kevin nach seiner Rückkehr die Chance zu diesem Schulabschluss erhielt. Institutionen zeigen sich gegenüber Syrienrückkehrer*innen im Allgemeinen sehr verschlossen.

Kevin hatte in den Gesprächen mit den Beraterinnen und Beratern von Violence Prevention Network viele Fragen und Themen, vor allem, ob er als Moslem in einer Demokratie leben dürfe. Es ging bei den Gesprächen nicht darum, ihn mit Argumenten, mit sogenannten Gegennarrativen zu seiner extremistischen Einstellung zu konfrontieren. Wichtig war vielmehr, dass Kevin wieder Fragen stellen und eigene Gedanken zulassen durfte. Es ging darum, andere Sichtweisen anzuhören, ohne den Druck zu erleben, sie annehmen zu müssen, wie er es beim „IS“ gelernt hatte. Er sollte erleben, eigene Entscheidungen treffen zu dürfen.



Foto: iStock/baona

Schon während des Schulbesuchs änderte sich vieles in seinem Leben. Sein Bedürfnis nach Gemeinschaft versuchte er wieder im Gruppensport zu erfüllen. Auch seine Familie ist nachdenklicher geworden und möchte seine eigenen Wünsche in Zukunft mehr respektieren und unterstützen. Die früheren Konflikte in der Familie konnte er ansprechen, gemeinsam wurden sie geklärt. Von Mitgliedern extremistischer Organisationen möchte er nicht mehr angesprochen werden, er hat jeden Kontakt zu ihnen abgebrochen.

Während der Beratungszeit hat Kevin schrittweise seine Beeinflussbarkeit durch die Szene erkannt. Am Anfang der Beratung konnte er die Frage, wie es zur Ausreise nach Syrien kommen konnte, nicht wirklich beantworten. Er wusste es nicht, er war einfach nur anderen gefolgt. Nach und nach verstand er die Zusammenhänge der Manipulation innerhalb der extremistischen Szene. Die Anführer wollten, dass er seine früheren sozialen Kontakte abbricht, soweit sich diese Personen nicht ebenfalls beeinflussen ließen. Er verstand nun die Absichten, warum er seinen Eltern, seinem alten Freundeskreis und der hiesigen Gesellschaft entfremdet werden sollte. Man wollte ihn gefügig und abhängig machen. Seine neue Szene wollte eine Gleichförmigkeit herstellen, sie sprach „Ungläubigen“ das Existenzrecht ab. Anerkennung sollte er nur noch im extremistischen Milieu bekommen.

Doch jetzt hatte er sich wieder ein eigenes Leben geschaffen. Er fühlte sich nicht mehr fremd, er war wieder Teil seiner Familie und hatte seinen Platz in der vertrauten Gesellschaft gefunden. Er schätzte seine Freiheit, einen eigenen Weg gehen zu dürfen. Die soziale Integration in Schule und Ausbildung war ihm wichtig, um Perspektiven entwickeln zu können. Jetzt konnte er wieder am sozialen Leben teilnehmen und ein neues Selbstwertgefühl entwickeln.

Die Distanzierungs- und Deradikalisierungsarbeit beinhaltet sowohl Gespräche über schwierige Fragestellungen, als auch eine sozialarbeiterisch-pädagogische Perspektive, welche den Blick auf die Probleme junger Menschen richtet. Denn ohne eine soziale Perspektive führt

eine „Entzauberung“ der extremistischen Ideologie zu einem Vakuum bei Menschen, die eigentlich des sozialen Halts bedürfen.

Die Dialoge, um die es hier geht, haben einen sehr asymmetrischen Charakter. Anders als sonst bei Dialogen geht es hier nicht um zwei gleichberechtigte Partner*innen. Dennoch ist es ein Gespräch auf Augenhöhe, das respektvoll und nicht abwertend geführt wird. Der*die Berater*in ist gewissermaßen gleichzeitig Vertreter*in der Gesellschaft - und damit Konfliktpartei - und Moderator*in des Dialogs zwischen Gesellschaft und radikalisierte Person. Das erfordert eine hohe Sensibilität im Ausbalancieren beider Rollen. Damit daraus tatsächlich ein Dialog werden kann, ist das echte Interesse an den Betroffenen entscheidend.

Die Erfahrungen der Distanzierungs- und Deradikalisierungsarbeit zeigen, dass junge Menschen ein starkes Interesse an diesen Gesprächsangeboten entwickeln können und professionelle Unterstützung annehmen. Sie schätzen vor allem den Dialog, der sie zum eigenen Denken anregt. Viele Betroffene wie Kevin haben die Schritte des Ausstiegs geschafft und heute keinen Bezug mehr zur extremistischen Szene.

Es geht bei dieser Arbeit darum, dass Menschen sich in der Gesellschaft angenommen fühlen, dass sie partizipieren und berufliche wie private Ziele erreichen können. Wenn dies gelingt, beschreiben die jungen Menschen rückblickend ihre Zeit in der extremistischen Szene als „verlorene Zeit“. Dialogbereitschaft heißt, nicht über Extremist*innen zu reden, sondern mit ihnen.

Bei diesem Text handelt es sich um eine gekürzte und redigierte Version des Beitrags „Wir wollten gegen die Unterdrückung der Muslime kämpfen.“ *Reflektierende Dialoge in der Deradikalisierungsarbeit* von Thomas Mücke, erschienen im Sammelband *Mehr Dialog wagen! – Eine Ermutigung für Politik, gesellschaftliche Verständigung und internationale Friedensarbeit*. Das von Dirk Splinter und Ljubjana Wüsthube herausgegebene Buch erschien im Wolfgang Metzner Verlag und ist auf mediationaktuell.de für 28,80 € erhältlich.

LITERATUR

Baaken T., Becker, R.; Bjørge, T.; Kiefer, M.; Korn, J.; Mücke, T.; Ruf, M.; & Walkenhorst, D. (2018): Herausforderung Deradikalisierung: Einsichten aus Wissenschaft und Praxis. PRIF REPORT, 9.

Beratungsstelle „Radikalisierung“ - Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2018): Standards in der Beratung des sozialen Umfelds (mutmaßlich) islamistisch radikalisierte Personen. Zugriff am 31.08.2019 unter <https://violence-prevention-network.de/wp-content/uploads/2019/08/Standards-Handreichung-Beratungsstellen-Netzwerk.pdf>.

Köttig, M.; Rosenthal, G. (2006): „Können sozial Benachteiligte und problembelastete Jugendliche ihre Lebensgeschichte erzählen? Anleitungen zu einer konsequenten und sensiblen narrativen Gesprächsführung“. In: Rosenthal, G., Köttig, M., Witte, N., & Blezinger, A. [Hrsg.] Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen: Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen, Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Mücke, Thomas (2016): Zum Hass verführt. Wie der Salafismus unsere Kinder bedroht und was wir dagegen tun können. Köln: Bastei Lübbe AG.

AUTOR

Thomas Mücke, Dipl. Pädagoge und Dipl. Politologe, ist Mitbegründer und Geschäftsführer von Violence Prevention Network. Er ist darüber hinaus Vorstandsmitglied der Bundesarbeitsgemeinschaft religiös begründeter Extremismus. Thomas Mücke ist zudem bundesweit als Dozent, Referent und Coach zu Methoden der Anti-Gewaltarbeit, Konfliktmanagement, Jugendarbeit, Straßensozialarbeit und Rechtsextremismus tätig



www.violence-prevention-network.de

INFOS UNTER:



ISSN 2194-7732